

Die Aussichten sind trübe, polemische Insider sprechen sogar von einem „Selbstmord“ der italienischen Universitäten und meinen damit auch die Zeitgeschichte südlich der Alpen. Christof Dipper, hochgeschätzter Veteran der deutschen Italienforschung, konnte sich als Mitglied einer Art Evaluierungskommission selbst ein Bild von der Lage der italienischen Zeitgeschichte machen. Es gibt, so betont er in seiner luziden Analyse, kaum Anlass zu Optimismus: Selbstreferenzialität, Provinzialität und methodischer Traditionalismus wohin man schaut, und nur wenige helle Tüpfel, die von Wagemut und Innovationskraft zeugen.

Christof Dipper

## Die italienische Zeitgeschichtsforschung

Eine Momentaufnahme

### Die Universitäten im Visier der Politik

Universitäten haben in Italien, dem Land, das sie einst erfunden hat, einen schwachen Stand. Im Grunde gilt diese Aussage für die wissenschaftlichen Einrichtungen insgesamt. Die unmittelbare Ursache ist natürlich das fehlende Geld. Das Land gibt derzeit, mit sinkender Tendenz, etwas mehr als ein Prozent des Bruttoinlandsprodukts für Forschung aus<sup>1</sup>, die Bundesrepublik neuerdings nahezu drei. Geldmangel ist dabei kein neues Phänomen. Bildung und Wissenschaft waren den politischen Eliten seit 1861, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets unwichtig, wie kürzlich festgestellt worden ist. Wenn die Politiker im liberalen Königreich von der „scienza nazionale“ als zentraler Aufgabe sprachen, sei das nichts als leeres Gerede gewesen<sup>2</sup>. Ausgerechnet Mussolini hat die (Natur-) Wissenschaft

<sup>1</sup> Meriggi spricht von 1,25 % für die wissenschaftliche Forschung in Italien und von 2,92 % in der Bundesrepublik; vgl. Zur Lage der Nachwuchsforschung in der italienischen Geschichtswissenschaft. Ein Gespräch mit Marco Meriggi und Elena Mazzini, in: Weltweit vor Ort. Das Magazin der Max-Weber Stiftung (2014), H. 2, S. 23–26, hier S. 26. Auf die Universitäten entfallen davon im Haushaltsjahr 2014 rund 7 Milliarden Euro oder 0,43 % des Bruttoinlandsprodukts, die von der Regierung Renzi für 2015 zugunsten der Einstellung von 148.000 bislang nur mit kurzfristigen Verträgen ausgestatteten Lehrern um maximal 400 Millionen Euro gekürzt werden soll. Dies ist der vorläufige Schlusspunkt einer „jahrzehntelangen Euthanasie“ (decennale eutanasia) des italienischen Universitätswesens; Novello Monelli, Come ti rottamo l'università, in: Mente politica vom 18. 10. 2014, <http://www.mentepolitica.it/articolo/come-ti-rottamo-la-universita/237> [letzter Zugriff 20. 10. 2014], S. 1. Zum Vergleich: Das Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Freistaats Bayern verfügte laut Haushaltsplan 2014 über Mittel in Höhe von 6,1 Milliarden Euro [http://www.stmf.bayern.de/haushalt/staatshaushalt\\_2013/haushaltsplan/](http://www.stmf.bayern.de/haushalt/staatshaushalt_2013/haushaltsplan/), Einzelplan 15, S. 1180 [21. 10. 2014]; die Zahlen sind allerdings nicht direkt miteinander vergleichbar.

<sup>2</sup> Vgl. Anna Gianna Manca, Struktur und Entwicklung der Verwaltung des öffentlichen Bildungswesens in der konstitutionellen Monarchie Italiens (1861–1922), in: Wolfgang Neugebauer/Bärbel Holtz (Hrsg.), Kulturstaat und Bürgergesellschaft. Preußen, Deutschland und Europa im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Berlin 2010, S. 153–188. Die letztlich

ten erstmals massiv gefördert, aber dann wurde es auch ihm zu teuer, und er gab der Aufrüstung den Vorzug<sup>3</sup>. Seit Ende der 1930er Jahre rangieren auch sie wieder, wo die anderen Disziplinen immer schon waren: unter „Ferner liefen“.

Damit ist die tiefere Ursache angesprochen: der Unwille der politischen Eliten, sich für Bildung und Wissenschaft und deren organisatorische Rahmenbedingungen ernstlich zu engagieren. Denn am Geldmangel liegt es nicht, Italien ist schließlich kein Entwicklungsland. Geld wird für andere Dinge ausgegeben. Es war Mario Monti, angesehener Professor für Wirtschaftswissenschaften, der als Ministerpräsident einen Teil des Budgets für Wissenschaft und Forschung zur Rettung von Alitalia geopfert haben soll. In seiner Amtszeit lief – deshalb? – das Förderverfahren für Grundlagenforschung aus<sup>4</sup>. Dass Berlusconi den Universitäten kein Geld zu geben bereit war, versteht sich angesichts seiner politischen Ziele und der Werthaltung seiner Anhänger von selbst<sup>5</sup>.

Das alles hat natürlich Folgen. Eine davon ist die Massenflucht der gut Ausgebildeten ins Ausland. 2012 hatten 25 Prozent der Emigranten die *Laurea*, d. h. den *Bachelor*, oder einen höheren Abschluss<sup>6</sup>. Deutschland ist allerdings kein vorrangiges Ziel, unter den 2005 bis 2010 Zugewanderten mit Hochschulreife liegen die Italiener unter allen südeuropäischen Migranten auf dem vorletzten Platz<sup>7</sup>. In den Statistiken des Brüsseler *European Research Council* sind Italiener dagegen durchweg stark vertreten. Nur die Deutschen verlassen in noch größerer Zahl ihr Land, aber es kommen fast ebenso viel Forschungswillige in die Bundesrepublik;

---

fehlgeschlagene Orientierung am deutschen Wissenschaftsmodell schildert eindrucksvoll Francesco Marin, Die „deutsche Minerva“ in Italien. Die Rezeption eines Universitäts- und Wissenschaftsmodells 1861–1923, Köln 2010.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Christof Dipper, Nationalsozialistische und faschistische Wissenschaftspolitik im Vergleich, in: Klaus Kempf/Sven Kuttner (Hrsg.), Das deutsche und italienische Bibliothekswesen im Nationalsozialismus und Faschismus. Versuch einer vergleichenden Bilanz, Wiesbaden 2013, S. 1–36.

<sup>4</sup> PRIN, „Progetto di ricerca di interesse nazionale“ (Forschungsprojekt von nationalem Interesse), war bis 2013 ein ministeriell finanziertes Programm für Projekte mit zwei- bis dreijähriger Laufzeit, das den Geisteswissenschaften mit dem Argument der Grundlagenforschung Zugang zu staatlichen Fördermitteln verschaffte.

<sup>5</sup> Das zweite Kabinett Berlusconi beschloss für die Jahre 2009–2013 Kürzungen von Personalmitteln an den Universitäten in Höhe von 1,4 Milliarden Euro; diese Summe wurde später auf 0,9 Milliarden reduziert. Die technische Spitzenforschung erhielt Zusatzmittel; vgl. Giulio Palermo, *L'università dei baroni. Centocinquanta'anni di storia tra cooptazione contestazione e mercificazione*, Mailand 2011, S. 119. Die fragwürdigen politischen Aussagen dieses Buches werden im Folgenden weder referiert noch verwendet.

<sup>6</sup> Vgl. Marco Mondini, *Qualità va cercando. De-meritocrazia e ope legis uccidono la scienza, impoveriscono il paese (e annientano una generazione)*, in: *Mente politica* vom 3.6.2014, <http://www.mentepolitica.it/articolo/de-meritocrazia-e-ope-legis-uccidono-la-scienza/75> [10.6.2014]; 2009 betrug der Anteil der *laureati*, d. h. der Inhaber des bis zum Bologna-Prozess einzigen Universitätsabschlusses, an der italienischen Bevölkerung ca. 15 %; vgl. Daniela Del Boca/Anna Giraldo, *Why has the growth of female employment in Italy been so slow?*, in: *Journal of Modern Italian Studies* 18 (2014), S. 485–499, Tab. 1.

<sup>7</sup> Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, *Neue Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland*, Berlin 2014, S. 3 (als pdf-Datei abrufbar unter: <http://www.berlin-institut.org/publikationen.html>) [10.6.2014].

nach Italien will dagegen kaum ein ausländischer Forscher<sup>8</sup>. Oder vielleicht: Will schon, kann aber nicht, weil das Land dafür keine hinreichende Infrastruktur geschaffen hat. Um nur die Geisteswissenschaften herauszugreifen: Forschungsinstitutionen, die diesen Namen verdienen, Gastprofessuren, Stipendienprogramme, Vertretungen im Ausland – alles Fehlanzeige. Und das versteht sich natürlich, denn wenn es schon nicht für die eigenen Forscher reicht, ist für Ausländer erst recht kein Geld da.

Dabei wirken die deutsch-italienischen Unterschiede – aus naheliegenden Gründen bleibt der Vergleich auf diese beiden Länder beschränkt – auf den ersten Blick gar nicht so groß, das Mittelmeerland schneidet im Vergleich *prima vista* eigentlich nicht schlecht ab. Im Jahre 2005 gab es an italienischen Universitäten 2.078 hauptberufliche Historiker und Historikerinnen, an deutschen dagegen nur 1.625<sup>9</sup>. So gesehen hätten fünfzig Jahre früher, als die Vergleichszahlen 93 und 451 lauteten, die Missstände südlich der Alpen viel größer sein müssen als heute, rechnerisch jedenfalls. Aber damals war in Italien nicht nur der Zugang zum Studium sehr beschränkt und ein historisches Curriculum noch unbekannt – es wurde erst 1978 eingeführt –, sondern damals gab es noch eine Ministerialbürokratie mit klaren zentralstaatlichen Steuerungsfunktionen und einen akademischen Korpsgeist, der Kriterien der Wissenschaftlichkeit nicht im Wege stand. Beides zusammen sorgte dafür, dass an die Forscher hohe Anforderungen gerichtet waren und der *cursum honorum* strengen Regeln folgte. Diese besagten, dass der Nachwuchs, in der Regel wie in Deutschland Assistent und zugleich Privatdozent (*Assistente* bzw. *Libero docente*), nach kräftiger Siebung erst einmal auf Professuren im Süden und auf den Inseln geschickt wurde, wo man ihn beobachtete, bevor man ihn auf Stellen an die (wenigen) angesehenen Universitäten Mittel- und Norditaliens vorrücken ließ<sup>10</sup>.

<sup>8</sup> Zahlen und Schaubilder in: European Research Council, Annual Report on the ERC activities and achievements in 2013, Brussels 2014 (abrufbar unter: <http://erc.europa.eu/publications>) [10.6.2014], sowie ERC in a nutshell, update 17.3.2014, [http://erc.europa.eu/press\\_release/erc-nutshell](http://erc.europa.eu/press_release/erc-nutshell) [4.6.2014].

<sup>9</sup> Vgl. Ilaria Porciani/Lutz Raphael (Hrsg.), Atlas of European Historiography. The Making of a Profession 1800–2005, Basingstoke 2010, S. 121 u. S. 164. Daneben gibt es in Deutschland eine hohe Zahl an außeruniversitären Forschungsinstitutionen hauptamtlich tätiger Historiker, während Vergleichbares in Italien kaum existiert. Die zahlreichen Resistenza-Institute beispielsweise, so etwas wie zeitgeschichtliche Gedenk- und Forschungsinstitute mit eigenen Buchreihen, werden fast ausschließlich von nebenamtlichem Personal betrieben. Zu den wenigen Ausnahmen zählt das 1973 gegründete Italienisch-Deutsche Historische Institut in Trient (ISIG), das von der autonomen Provinz Trient getragen wird, und das in Mailand ansässige außeruniversitäre Forschungsinstitut zur jüdischen Geschichte (CDEC), eine gemeinnützige Stiftung, die ca. ein Drittel ihrer laufenden Mittel vom Staat erhält. Nach Stefano Cavazza, Die Neueste Geschichte in Italien. Überlegungen zu einem etablierten Fach, in: Annali/Jahrbuch des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 36/37 (2010/11), H. 2, S. 82–111, hier S. 86, Anm. 8, habe es 2011 477 „reine“ Zeithistoriker aller Kategorien, aber ohne Nebendisziplinen wie nordamerikanische Geschichte usw. gegeben.

<sup>10</sup> Willkürlich herausgegriffene Beispiele: Federico Chabod begann 1934 in Perugia, wo gerade eben erst die Fakultät für Politische Wissenschaften gegründet worden war, ging dann 1938 nach Mailand und 1946 nach Rom. Delio Cantimori begann 1939 in Messina und wurde

Das alles ist inzwischen Geschichte. Wie in Deutschland, ja fast in ganz Europa sind auch in Italien Hochschulgesetze seit den 1970er Jahren zur Spielwiese der Politik geworden und unterliegen deshalb nahezu permanenten Änderungen. Dabei handelt es sich vielfach um unumgängliche und auch anderswo zu beobachtende Versuche, die in den 1960er Jahren in Gang gekommene beispiellose Dynamik im Bildungssektor zu steuern. In Italien verlief sie jedoch bescheidener als anderswo: Zwischen 1950 (besonders seit der 1969 verfügte Öffnung des Studiums für alle Abiturienten) und 1995 versechsfachten sich die Studentenzahlen, während sie sich in Deutschland verneunfachten. Die Antwort der Politik darauf bestand, vereinfacht gesagt, in der jahrzehntelangen Öffnung der Schleusen für Hochschulpersonal, was dessen Qualität wenig bekömmlich war und den Staat finanziell überforderte. Im Rückblick lässt sich feststellen, dass in mehreren Schritten die international gültigen akademischen Leistungskriterien beseitigt wurden und die italienischen Universitäten „Selbstmord“ begangen haben<sup>11</sup>. Schon in den ersten zwanzig Jahren nach 1960 versechsfachte sich der Lehrkörper<sup>12</sup>: 1967 schuf man tausend Lehrstühle, 1973 weitere 7.500, außerdem verfügte man die Überleitung Tausender auf irgendeine Art zu Unterrichtsstellen Gekommener auf Extraordinariate (*Professori straordinari*)<sup>13</sup>. Dabei blieb es nicht. Per Präsidialdekret von 1980 wurde in den Jahren danach das restliche Universitätspersonal, sprich zehntausende von Assistenten, Stipendiaten und Doktoranden, nach Begutachtung in die neugeschaffenen und unbefristeten Stellen von *Ricercatori* (wörtlich „Forscher“, faktisch der klassische akademische „Mittelbau“) und *Professori associati* (sprachlich am amerikanischen *Associate Professor* angelehnt, faktisch W2-Professoren) übergeleitet<sup>14</sup>. Die von Salvatore Valitutti<sup>15</sup> verantwortete Universitätsreform hinterließ, so kann man zusammenfassen, schwere und im Blick auf die Lebenserwartung der damals Begünstigten auf absehbare Zeit kaum wieder gutzumachende Schäden.

Die sogenannte *rimforma Ruberti* von 1989/90 zielte denn auch auf ganz andere Dinge. Ihr Urheber, Antonio Ruberti, ein die internationalen Gepflogenheiten

---

schon 1940 dank politischer Protektion nach Rom berufen. Franco Venturi erhielt 1951 seinen ersten Ruf nach Cagliari, bevor er über Genua 1958 nach Turin wechselte. Endlich Renzo De Felice, der 1968 in Salerno anfang, bevor er 1972 nach Rom ging.

<sup>11</sup> Das drastische Bild verwendet Mondini, *Qualità*. Dort auch die meisten der im Folgenden wiedergegebenen Sachverhalte.

<sup>12</sup> Alle Zahlen bei Guy Neave, Grundlagen, in: Walter Rüegg (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. 4, München 2010, S. 47–75, hier S. 54.

<sup>13</sup> Vgl. Palermo, *L'università*, S. 57.

<sup>14</sup> Die Deutschen kennen das aus Hessen, wo in den 1970er Jahren erhebliche Teile des akademischen Mittelbaus ohne Habilitation auf Professuren überführt wurden. Das Gesetz erntete scharfe Kritik, die entgegen dem akademischen *Comment* so Beförderten nur Spott („Discount-Professor“) und das Experiment wurde rasch abgebrochen. Eine Berufung in andere, insbesondere CDU-geführte Bundesländer war so gut wie ausgeschlossen.

<sup>15</sup> Salvatore Valitutti war lange Jahre hoher Beamter im Erziehungsministerium, dann Abgeordneter der Liberalen Partei und beendete seine Karriere 1979/80 als Minister. Die von ihm angestoßene Neuordnung des Universitätssystems wurde nach seinem Rücktritt umgesetzt.

bestens kennender Informatiker<sup>16</sup>, suchte die zeittypische Umsteuerung des Hochschulmanagements in Richtung Rechenschaftslegung und Selbstverantwortung auch in Italien heimisch zu machen<sup>17</sup>. Im Personalsektor änderte er nicht viel. Nur die *Ricercatori* wurden aufgewertet, nämlich zu gleichberechtigten Mitgliedern des Lehrkörpers gemacht; sie hatten schon immer dieselbe Lehrverpflichtung wie Professoren. Das sparte dem Staat Geld, behinderte aber natürlich die Forschung, für die dieser Arbeitertyp ursprünglich (angeblich) eingeführt worden war. Wichtiger war, dass Ruberti den Universitäten, d. h. seinen Kollegen, weitgehende Autonomie verlieh, was Studiengänge, Satzungsrecht, Mittelverwendung usw. betraf – ein vollständiger Bruch mit der Tradition, der dadurch noch größer wurde, dass Ruberti den Universitäten die Annahme von Drittmitteln erlaubte. Die Linke erblickte darin eine Auslieferung der Universitäten an das Kapital und seine Verwertungsinteressen – zur Korrektur solch bizarrer Vorstellungen könnten Geistes- und Sozialwissenschaften fördernde Stiftungen wie Henkel und Thyssen dienen, aber sie gibt es in Italien nicht – und protestierte entsprechend, freilich vergeblich. Nach Rubertis Ausscheiden aus dem Amt erhöhten eine Reihe weiterer Gesetze die Finanzautonomie und beschränkten im Gegenzug die Mitwirkungsrechte zugunsten der wohl nach französischem Muster geschaffenen *Settori scientifici-disciplinari*<sup>18</sup>, d. h. Lehr- und Forschungseinheiten, die die Disziplinen teilweise neu konzipierten und dazu eine Vielzahl von Lehrstühlen neu zuordneten. Das machte die von diesen Einrichtungen betreuten Berufungsverfahren in den Augen vieler Bewerber anfechtbar; die Klagen häuften sich in einem solchen Maße, dass die Verwaltungsgerichte ganze *concorsi* kassierten. Die dadurch ausgelösten Schneeballeffekte alarmierten schließlich die Politik, die das Verfahren vollständig neu ordnete – durch die sogenannte *rimforma Berlinguer*.

Priorität hatte für Luigi Berlinguer<sup>19</sup> die Beschleunigung der Besetzungsverfahren und die Reduzierung der Klagen; dazu entzog das Gesetz vom 3. Juli 1998 die Rekrutierung der römischen Zentrale, sprich dem zuständigen Ministerium. Das war ein abermaliger Bruch mit 130 Jahren Tradition, indem es den Universitäten vollständig Ausschreibung und Anstellung überantwortete. Außerdem beschränkte das Gesetz die Nachfrage durch Bewerbungsgebühren und setzte eine Obergrenze für jährlich fünf Bewerbungen pro Kandidat. Neu war auch, dass nun wie im deutschen Kulturraum zwischen Eignungsprüfung und Berufung unter-

<sup>16</sup> Antonio Ruberti, Informatikprofessor in Roma La Sapienza und deren Rektor, war von 1987 bis 1989 Minister ohne Geschäftsbereich im Erziehungsministerium, dann bis 1992 Minister für Universitäten und Forschung und ging danach als EU-Forschungskommissar nach Brüssel.

<sup>17</sup> Zum internationalen Rahmen vgl. Geoffrey Lockwood, Management, in: Rüegg (Hrsg.), Geschichte, S. 121–152, hier S. 132f.

<sup>18</sup> Jedenfalls hat Paris, allerdings schon 1968, „Unités d’enseignement et de recherche“ für neue Universitäten geschaffen.

<sup>19</sup> Luigi Berlinguer, Rechtshistoriker und bis zu deren Ende Mitglied der Kommunistischen Partei, war von 1996 bis 2000 Minister für Universität und Forschung, zuvor Rektor der Universität Siena. Von 2010 bis 2014 saß er als Abgeordneter des *Partito Democratico* im Europaparlament und hat seither eine Beraterfunktion im Erziehungsministerium.

schieden wurde und dass durch das Erfordernis von *pari passu*-Zweierlisten die Unterlegenen ohne weiteres Verfahren anderswohin berufen werden konnten. Aber diese gut gemeinte Klausel erwies sich erst recht als Einfallstor für Protektion und Geschäfte auf Gegenseitigkeit. Weder Berlinguer noch sein Ministerpräsident Romano Prodi haben, obwohl beide an Universitäten lehrten, offenbar vorausgesehen, was eine von Kontrollen befreite Hochschulautonomie im Lande des Familismus und Klientelismus anrichten würde. Faktisch haben sich jedenfalls die sogenannten *concorsi Berlinguer* in Massenbeförderungen verwandelt und die Zahl der Ordinarien von 13.000 auf 19.000 erhöht. Dieser Vorgang erklärt auch die genannte höhere Zahl von Historikern in Italien als in der Bundesrepublik.

In der zunächst von *Forza Italia*, seit 2011 von Berlusconi's Gegnern dominierten Phase besteht die Hochschulpolitik aus der widersprüchlichen Kombination von Versuchen zur Qualitätssicherung und Mittelkürzungen. Berlusconi's Ministerin Letizia Moratti<sup>20</sup> machte sich beim Universitätspersonal besonders verhasst und zwar durch die Wiedereinführung zentraler *concorsi*, die Aufwertung privater und Fernuniversitäten und durch verschiedene Maßnahmen, mit denen die Universitäten zur Zusammenarbeit mit der (lokalen) Wirtschaft gezwungen wurden. Geblieben ist die schon vom Vorgänger Berlinguer geschaffene Möglichkeit zur Direktberufung bekannter Wissenschaftler – *studiosi di chiara fama* –, doch enthüllen die Umsetzungsvorschriften – bis zu 10 Prozent der offenen Stellen von, in deutscher Diktion, W3- und W2-Professuren konnten so besetzt werden –, dass dann doch weniger an die „Leuchttürme“ gedacht ist. Moratti's von der Linken gestellter Nachfolger blieb nur 12 Monate im Amt und hinterließ keine Spuren, während die im Anschluss erneut von Berlusconi gestellte Regierung in der Wissenschaftspolitik von Finanzminister Giulio Tremonti dominiert wurde, der sich mit den umfangreichsten Steuerkürzungen seit dem Krieg einen Namen machte. Die Wissenschaftspolitik trug daher sehr eigene, uneinheitliche Züge. Einerseits schichtete Ministerin Mariastella Gelmini<sup>21</sup> den Universitätsetat verfassungswidrig zugunsten der zahlreich gewordenen Privatuniversitäten um und erschwerte massiv die Auszahlung universitärer Haushaltsmittel, angeblich aus Gründen der Mafia-Bekämpfung (die sich bisher nicht gerade für Universitäten interessiert hatte). Andererseits suchte sie den Wettbewerbsgedanken in die Universität zurückzutragen. Beides löste harten Protest aus; die Demonstrationen von Schülern, Studenten und Universitätspersonal 2008 zählten zu den größten seit Jahrzehnten. Aus deutscher Perspektive trägt eine der zentralen Reformen der Ministerin vertraute Züge: Neue Ricercatori erhalten seit der *riforma Gelmini* im Jahre 2010 nur noch befristete Verträge (3 plus 2 Jahre), und dies bei drastisch gekürzten Stellen-

<sup>20</sup> Mailänder Managerin, enge Vertraute Berlusconi's, danach Bürgermeisterin ihrer Heimatstadt, wo sie mit ihrer Personalpolitik nach dem amerikanischen *spoils system* – sie holte nicht weniger als 54 Personen von außen in die Verwaltung – gerichtlich gerügt wurde. Sie verlor die Wiederwahl, obwohl sie die Weltausstellung 2015 nach Mailand geholt hatte.

<sup>21</sup> Gelmini, Rechtsanwältin, war 2008 bis 2011 im vierten Kabinett Berlusconi Ministerin für Bildung, Hochschule und Forschung.

plänen, so dass die Mehrzahl so gut wie keine Aussichten hat, auf Stellen, gar Professuren zu gelangen. Ein akademisches Prekariat, wie man es bis dahin nur in der Bundesrepublik kannte, hierzulande allerdings vornehmlich als Folge des Siegeszugs der Drittmittelforschung<sup>22</sup>, war die logische Konsequenz.

Zur  *riforma Gelmini* gehört auch die 2010 beschlossene Aufwertung der von Berlinger eingeführten Habilitation zur  *Abilitazione Nazionale Scientifica*, einem Instrument zur unabhängigen Kontrolle wissenschaftlicher Mindeststandards. Dabei wird die Eignung nicht mehr von lokalen Universitäten oder einer nationalen Kommission festgestellt, sondern es findet ein anspruchsvolles Verfahren unter internationaler Beteiligung statt.

Bevor im Folgenden die Ergebnisse dieses Verfahrens ausgewertet werden, sei in fünf Stichworten die aus deutscher Sicht doch recht andersartige Universitätskultur Italiens skizziert.

Erstens der Zentralismus: Das traditionell große Misstrauen der römischen Bürokratie gegen lokale Organe gilt auch den Universitäten, die dementsprechend an sehr kurzen Zügeln geführt werden und sich selbst für kleinste Entscheidungen in Rom die Genehmigung besorgen müssen<sup>23</sup>. Das erzwingt geradezu die Etablierung von Seilschaften, um den Alltag zu bewältigen. In deutschen Augen ist das (zeitweilige) Verbot der Teilnahme lokaler Fachrepräsentanten an der Besetzung von Professuren ebenso unvorstellbar wie das des Einwerbens von Drittmitteln. Auch dass die Habilitation nicht von der betreuenden Fakultät vorgenommen werden darf, klingt auf den ersten Blick merkwürdig, hat aber seinen Sinn, da Hausberufungen erlaubt sind.

Zweitens der Mittelbau: Die  *Ricercatori* werden im Rahmen nationaler Ausschreibungen ausgewählt, aber es gibt natürlich Mittel und Wege, die eigenen Schüler unterzubringen. Dass es dem Gesetz von 1980 weder um Forschung noch um Nachwuchs, sondern um Versorgung ging, ergibt sich daraus, dass  *Ricercatori* bis 2010 auf Lebenszeit eingestellt wurden, was dazu führte, dass derzeit ein namhafter Teil des Mittelbaus aus Sechzigjährigen mit nichts als der  *Laurea* besteht. Im

---

<sup>22</sup> In Deutschland waren 2009 ca. 85 % des hauptberuflichen wissenschaftlichen Personals an Universitäten auf unselbstständigen Mittelbaupositionen unterhalb der Hochschullehrerebene beschäftigt, weitaus die meisten auf befristeten Qualifikations- und/oder Drittmittelstellen. Nur ein kleiner, zunehmend schrumpfender Teil des Mittelbaupersonals hat Dauerstellen. Der Anteil der Professuren belief sich auf 13 % – ein auf den deutschen Kulturraum und Länder Ostmitteleuropas beschränkter Stellenzuschnitt; Zahlen bei Reinhard Kreckel, Habilitation versus Tenure Track. Kurzfassung, in: Aus Forschung und Lehre, 2012 (abrufbar unter: [http://www.academics.de/wissenschaft/habilitation\\_versus\\_tenure\\_track\\_51642.html](http://www.academics.de/wissenschaft/habilitation_versus_tenure_track_51642.html)) [9. 1. 2015].

<sup>23</sup> Die italienische Bürokratie ist ebenso mächtig wie ineffizient. Dazu jetzt die ungewöhnlich gut aufbereitete Untersuchung von Magda Bianco/Giulio Napolitano, Why the Italian Administrative System Is a Source of Competitive Disadvantage, in: Gianni Toniolo (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Italian Economy since Unification, Oxford 2013, S. 533–568. Dass sich seit 1980 die Dinge im internationalen Vergleich verschlechtert haben, errechnet Francesco Paolo Cerase, „Performance“ ed efficienza del settore pubblico italiano: comparazione con Francia, Germania, Giappone, Regno Unito (1980–2010), in: Amministrare 45 (2015), H. 1, S. 33–73.

Gegenzug haben sie dasselbe Lehrdeputat wie Professoren. Natürlich schließt das hervorragende Forschungsleistungen im Einzelfall nicht aus.

Drittens die Interessenvertretung: In den Staatsangestellten finden die italienischen Gewerkschaften ihren letzten Rückhalt, rücksichtslose Interessenvertretung gegenüber der Gemeinschaft der Steuerzahler mit stets klassenkämpferischem Zungenschlag ist die Regel. Für zusätzliche Komplikationen sorgt die Tatsache, dass eine Vielzahl von Gewerkschaften miteinander konkurriert und sich deshalb an Radikalität zu überbieten sucht. Außerdem hat jede Statusgruppe bis hin zu den Hilfskräften eigene nationale Vertretungen, auch Professoren. Wissenschaftsfremde Versorgungsmentalität und Wettbewerbsfeindlichkeit großer Teile des Hochschulpersonals erklären sich mit dieser in vielen Ländern lateinischer Zunge anzutreffenden Lage.

Viertens die Professoren: Sie sind politisch gespalten, waren es in der Vergangenheit aber noch ungleich stärker als in den letzten zwanzig Jahren und genießen die Vorzüge eines seit jeher verschulnten Unterrichts – oder leiden darunter. Seminare und Übungen bieten sie kaum an, korrigiert werden musste bislang bei jedem Studenten nur einmal, nämlich die *Tesi di Laurea*, seit dem Bologna-Prozess zweimal. Die Ausstattung ist dafür denkbar dürftig: Man teilt sich mit Kollegen Büro, Telefon, Fax, Bleistift und Papier; entsprechend selten trifft man die Kollegen in der Universität an. Ihre Lehr- und Dienstleistungsverpflichtungen betragen zusammen 340 Stunden pro akademischem Jahr, die 240 Stunden Lehre können auf ein Semester konzentriert werden. Das versetzt Professoren in die Lage, nebenher auch anderen, oft bezahlten Tätigkeiten nachzugehen, was das Gesetz erlaubt und häufig der Fall ist, obwohl die Gehälter der Ordinarien höher sind als in fast allen europäischen Ländern<sup>24</sup>. Ein bemerkenswert hoher Anteil der Parlamentarier ist auch heute noch zugleich Universitätsprofessor<sup>25</sup>.

Fünftens die Studenten: Sie zahlen Studiengebühren und erhalten dafür in der Regel einen miserablen akademischen Unterricht, der aus kaum etwas anderem als Vorlesungen besteht, in denen die Professoren oder *Ricercatori* aus ihren *Textbooks* vortragen. Forschendes Lernen ist die große Ausnahme. Wie sollte das auch gehen bei überfüllten Universitäten – die römische Universität La Sapienza hatte zeitweise 120.000 Studenten –, dürftiger Infrastruktur und mit vielem anderen beschäftigten Personal? Die Regularien sehen deshalb durchaus ein „externes“ Studium vor, man sieht sich dann bei der – stets mündlichen – Prüfung oft zum ersten Mal. Italien bildet seit langem wie viele andere südeuropäische Länder weit über den Bedarf aus, die akademische Arbeitslosigkeit ist traditionell hoch, aber niemals hat sie, wie gegenwärtig, die Quote von über 40 Prozent der Absolventen erreicht – dies auch eine Folge des von den Gewerkschaften hartnäckig mit Klassenkampfparolen verteidigten Arbeitsrechts, das nur die Interessen der Stellenbesitzer kennt.

<sup>24</sup> 1986 bewegten sich die Jahresgehälter zwischen 90.000 und 170.000 DM; vgl. Thomas Finckenstaedt, Die Universitätslehrer, in: Rüegg (Hrsg.), Geschichte, S. 153–188, hier S. 173.

<sup>25</sup> Seit 1948 kaum einmal unter 10 % der Abgeordneten; vgl. Palermo, L'università, Tab. S. 42.



**Abilitazione Nazionale Scientifica – Habilitation auf Italienisch**

Nur wer sie besteht, darf künftig überhaupt an Ausschreibungen für Professuren teilnehmen. Die „Nationale Wissenschaftliche Habilitation“ ist eine nach öffentlicher Aufforderung einmal jährlich stattfindende Bewertung der Publikationen selbst und ihres Verhältnisses zum Dienstalter durch eine fachspezifische fünfköpfige, für zwei Jahre berufene Kommission, von denen ein Mitglied Ausländer sein muss. Sie vergibt, um das nochmals zu betonen, weder Stellen noch Gelder, sondern Zeugnisse, die nur sechs Jahre gelten<sup>26</sup>. Die Kommissionen treffen sich bedarfsweise am Sitz der sie betreuenden Universität, vergleichen dabei ihre Gutachten – jeder Gutachter muss jeden Kandidaten schriftlich beurteilen –, besprechen Grenz- und Streitfälle und stimmen am Ende über jeden Kandidaten ab. Das Verfahren endet, indem zum vorgegebenen Schlusstermin die individuellen Voten und der Kommissionsbeschluss ins Netz gestellt werden. Gegen die (negative) Entscheidung können die Kandidaten beim Verwaltungsgericht Beschwerde einlegen, wovon durchaus Gebrauch gemacht wird; ob mit Erfolg, lässt sich bei der notorischen Langsamkeit der italienischen Justiz bislang nicht sagen<sup>27</sup>.

Dem neuen Instrument verdanken sich Einsichten – freilich nur Momentaufnahmen –, die diesen Beitrag möglich machen. Denn wer sich um die *Abilitazione* bewirbt, muss neben dem ausführlichen Lebenslauf das Schriftenverzeichnis und je nach angestrebtem Professorenamt – *Associato* oder *Ordinario* (*grosso modo* entsprechend W2- und W3-Professuren) – zwölf bzw. achtzehn pdf-Dateien seiner neuesten Arbeiten einreichen, die den Kommissionsmitgliedern in einer passwortgeschützten Datenbank zur Verfügung gestellt werden. Das ist die Materialgrundlage der folgenden Ausführungen.

Im Fach *Storia contemporanea*, deren Gegenstand in Italien sehr umstritten war und immer wieder selbst von ministerieller Seite näher zu bestimmen versucht wurde<sup>28</sup> – in diesem Falle deckt sie sich mit dem, was im Deutschen als „Neueste Zeit“ gilt<sup>29</sup> –, haben im ersten Durchgang, 2012/13, nicht weniger als 541 Per-

<sup>26</sup> Die *Idoneità scientifica nazionale* hatte nur vier Jahre Geltung. Dieses Detail verweist neben anderen auf das Vorbild Frankreich, wo das vergleichbare Zeugnis vier Jahre gilt, allerdings mit der Möglichkeit, eine Verlängerung zu beantragen. Die strikte Befristung ist sachfremd und verursacht nur einen erhöhten Aufwand für Bewerber wie Prüfer, denn man kann sich sogar noch jenseits der Pensionsgrenze, also über Jahre hinaus bewerben.

<sup>27</sup> Zahlen zu Zivilverfahren bei Bianco/Napolitano, Italian Administrative System, in: Toniolo (Hrsg.), Oxford Handbook of the Italian Economy, S. 550 ff.

<sup>28</sup> Einzelheiten bei Lutz Klinkhammer, Novecento statt *Storia contemporanea*? Überlegungen zur italienischen Zeitgeschichte, in: Alexander Nützenadel/Wolfgang Schieder (Hrsg.), Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa, Göttingen 2004, S. 107–127, sowie bei Cavazza, Die Neueste Geschichte, bes. S. 92 ff.

<sup>29</sup> Was zur *Storia contemporanea* gehört, wurde für dieses Verfahren im Ministerialdekret Nr. 336 vom 29. 7. 2011 wie folgt definiert: „Die Disziplin mit der Ordnungsnummer 11/A3 gilt der wissenschaftlichen und didaktischen Befassung mit Themen jener Epoche, die im späten 18. Jahrhundert beginnt und die Themen universaler Selbstbestimmung und Staatsbürgerschaft (Amerikanische und Französische Revolution) zum Gegenstand hat. Die Disziplin umgreift

sonen ihre Unterlagen eingereicht, 425 für den *Associato* und 116 für den *Ordinario*, was den enormen Personalstau sichtbar macht<sup>30</sup>. Beim zweiten Turnus 2013/14 waren es nur noch 98, d. h. 77 bzw. 21 in den beiden Kategorien<sup>31</sup>. Man kann füglich sagen, dass das der Nachwuchs überhaupt ist, ja mehr als der Nachwuchs, wie gleich noch zu zeigen sein wird, und das macht einen Vergleich mit Deutschland streng genommen unmöglich, denn hierzulande gibt es keine vergleichbare Erhebung; niemand, auch nicht die Vorsitzenden des Fachkollegiums „Geschichtswissenschaften“ der DFG, haben einen auch nur annähernd ähnlichen Überblick über das Feld jener Historiker, die unterhalb der ordentlichen Professur angesiedelt sind und sich aktuell beruflich verbessern möchten – denn so lässt sich die Gruppe der hier Versammelten abstrakt umschreiben.

Um welchen Personenkreis es sich dabei konkret handelt, lassen die folgenden Übersichten erkennen.

An Tabelle 1 ist einiges erklärungsbedürftig. Die klassischen Anwärter auf Professuren sind die neuerdings befristet, bis 2010 überwiegend auf Dauer angestellten *Ricercatori*, die in Italien den universitären Mittelbau bilden; die älteren unter ihnen besitzen naturgemäß nicht den erst 1980 eingeführten Titel eines dem PhD bzw. dem deutschen Dr. phil. entsprechenden *Dottore di ricerca*, der deshalb auch nicht zur Voraussetzung für die Teilnahme an der *Abilitazione* gemacht werden konnte<sup>32</sup>. *Assegnisti* und *Borsisti*, d. h. im Grunde Post-docs, genießen eine zeitlich begrenzte Forschungsförderung, während die *Cultori della materia* von ferne den Wissenschaftlichen Hilfskräften mit Abschluss entsprechen, allerdings auch fachfremd tätig sein können, weil sie sich auf die Organisation von Lehrveranstaltungen, Prüfungen und dergleichen beschränken – unbezahlt, aber in der Nähe einflussreicher Personen. Ganz ungewöhnlich ist die vergleichsweise starke Beteiligung von Bibliothekaren und Lehrern aller (!) Schulstufen<sup>33</sup>, während Archivare sich auch hierzulande als forschende Historiker verstehen. Dass Angehörige an-

---

auch die Geschichte Osteuropas im fraglichen Zeitraum, die sich vor allem seit der Epoche der Revolutionen durch geografische und historisch-kulturelle Besonderheiten auszeichnet. Sie beachtet ferner die Phänomene weltweiter gegenseitiger Abhängigkeit, Vermassung und Beschleunigung sozioökonomischer Vorgänge. Soweit sie der Selbstaufklärung unserer Gegenwart dient, entwickelt sie den Zusammenhang von Geschichte und Erinnerung, Geschlechtergeschichte, politisch-institutionelle, religiöse, sozio-kulturelle und militärische Phänomene. Außerdem gehören zu ihr Untersuchungen zur Methodologie, Geschichtsschreibung und Didaktik des fraglichen Zeitraums“, <http://attiministeriali.miur.it/anno-2011/luglio/dm-29072011.asp> [11.6.2014], Allegato B, S. 48. Pragmatischen Zwecken genügt diese etwas holprige Definition durchaus.

<sup>30</sup> Er wird noch deutlicher, wenn man die Gesamtzahl von 59.193 zugelassenen Bewerbern ins Auge fasst.

<sup>31</sup> Auf die Randbedingungen dieses Beurteilungsmarathons selbst für routinierte Gutachter soll hier nicht eingegangen werden.

<sup>32</sup> Anders als in Deutschland, aber wie in Frankreich, wird dieser Doktorgrad nur für eine Forschungsperspektive erworben bzw. erteilt. Den Grad des einfachen *Dottore* besitzt sowieso fast jeder Universitätsabsolvent.

<sup>33</sup> Die Durchlässigkeit zwischen Schule und Universität ist in Italien (und vielen anderen Ländern) immer noch gegeben, während in Deutschland Karrieren wie etwa von Ernst Nolte, Andreas Hillgruber oder Volker Reinhard, die als Studienräte begonnen haben, heutzutage

Tab. 1: Bewerber für W2-Professur (Associato) 2012 und 2013: 425 bzw. 77 Kandidaten

## a) Berufe u. Tätigkeiten

Kategorien	2012		2013	
	Anzahl	Anteil	Anzahl	Anteil
<i>Ricercatori</i> (Mittelbau) an Universitäten	169	39,1%	20	25,9%
<i>Ricercatori</i> an außeruniv. Institutionen	-	-	6	7,8%
<i>Assegnisti</i> (Drittmittelforscher)	32	7,5%	13	16,8%
<i>Borsisti post-doc</i> (Post-doc-Stipendiaten)	8	1,8%	-	-
<i>Cultori della materia</i> (unbezahlte Hilfskräfte)	16	3,6%	4	5,2%
an ausländischen Forschungsinstituten Beschäftigte	30	7,0%	6	7,8%
(davon <i>Marie Curie-Fellowships</i> )	5	1,2%	1	1,2%
<i>Professori a contratto</i> (Lehrbeauftragte)	37	8,7%	10	12,9%
Bibliothekare, Archivare	8	1,8%	1	1,2%
Lehrer aller Schulstufen	52	12,2%	7	9,1%
Journalisten, Verlagsangestellte	12	2,8%	2	2,6%
Verwaltungs- u. andere Beamte, Sonstige	27	6,1%	4	5,2%
Freiberufler, Selbständige	9	2,1%	-	-
Militärs	3	0,7%	-	-
Pensionäre	1	0,2%	2	2,6%
ersichtlich Arbeitslose (z. T. mit begrenzten Forschungsaufträgen)	19	4,4%	2	2,6%
<i>Jean Monnet-Prof.</i> , <i>Prof. assoc.</i> anderswo	2	0,4%	-	-
	<b>425</b>	<b>100%</b>	<b>77</b>	<b>100%</b>

derer, wissenschaftsferner Berufe sich auf Professuren bewerben und deshalb das Zeugnis der *Abilitazione* anstreben, ist in Deutschland vollends unvorstellbar, hängt aber mit dem – aus deutscher Sicht – geringeren Professionalisierungsgrad italienischer Professoren zusammen<sup>34</sup>: Italienische Professoren verbinden, wie bereits kurz erläutert, mit ihrer Tätigkeit als Hochschullehrer oft viele andere Tätigkeiten, insbesondere Journalismus, Politik und alle möglichen Funktionen im kulturellen Bereich, so dass auch umgekehrt der Zudrang aus anderen beruflichen Sphären zur Professur eine lange Tradition hat, zumal bis vor kurzem keine Habilitation oder andere Formalqualifikation bindende Voraussetzung war<sup>35</sup>.

undenkbar geworden sind – auch weil Lehrer besser bezahlt werden als der wissenschaftliche Nachwuchs, von den sichereren Berufsperspektiven ganz zu schweigen.

<sup>34</sup> Näheres dazu bei Marcel vom Lehn, Westdeutsche und italienische Historiker als Intellektuelle? Ihr Umgang mit Nationalsozialismus und Faschismus in den Massenmedien (1943/45–1960), Göttingen 2012, Kap. I.

<sup>35</sup> So wurde der erst fünfundzwanzigjährige Journalist (und spätere) Politiker Giovanni Spadolini 1950 auf den ersten italienischen Lehrstuhl für *Storia contemporanea* an die Universität Florenz berufen.

## b) nach Gruppen zusammengestellt

Kategorien	2012		2013	
<b>1.) Direkt an Universitäten Beschäftigte</b>				
in Stellung an Universitäten des In- u. Auslandes	199	46,5%	32	29,8%
im universitären Unterbau	56	13,1%	17	22,0%
mit Lehrauftrag	37	8,7%	10	12,9%
<i>Jean Monnet-Prof., Prof. associato</i>	2	0,4%	-	-
Zw.-Su.	<b>294</b>	<b>69%</b>	<b>59</b>	<b>77%</b>
<b>2.) Forschungsnahe</b>				
Bibliothekare, Archivare	8	1,8%	1	1,2%
Lehrer aller Schulstufen	52	12,2%	7	9,1%
Zw.-Su.	<b>60</b>	<b>14%</b>	<b>8</b>	<b>10%</b>
<b>3.) Rest</b>	<b>71</b>	<b>17%</b>	<b>10</b>	<b>13%</b>

Längst nicht alle dieser Bewerber haben auch nur die hohen quantitativen Vorgaben erfüllt, die meisten aber doch, und das hat viel mit der humanistischen Kulturtradition Italiens zu tun, zu der Schreiben und Publizieren mehr als anderswo gehört und die darum beides auch ausgesprochen intensiv fördert. Die arbeitslosen Historiker sind mit vier bzw. drei Prozent deutlich unterrepräsentiert; unter den *Cultori*, Lehrbeauftragten, Journalisten, ja möglicherweise etlichen Selbständigen verbergen sich mit Sicherheit weitere Arbeitslose. Fasst man die Berufsgruppen zusammen, ergibt sich ein klareres, aber immer noch von Deutschland sehr verschiedenes Bild, das außerdem 2013 nochmals anders aussieht als im Jahr zuvor: Der Anteil der direkt an der Universität Tätigen und der forschungsnahen Berufe nimmt zu, und das bedeutet nichts anderes, als dass das Personaltableau ein Stück weit bereinigt wurde, das Reservoir der forschungsfernen Bewerber also erschöpft ist<sup>36</sup>. Ein Alarmzeichen ist allerdings der Rückgang der *Ricercatori* und die anteilmäßige Verdoppelung der Stipendiaten.

Erwartungsgemäß ist das Feld der für ein Ordinariat in Frage Kommenden (Tab. 2) stärker professionalisiert. Freiberufler, Selbständige und Historiker in Uniform fehlen ganz und selbst bei den hier als forschungsnah eingruppierten Berufen geht der Anteil im Vergleich zur W2-Kategorie 2012 leicht bzw. im Jahr 2013 auf null zurück. Der klassische Anwärter auf ein Ordinariat ist der als *Associato* tätige Professor, allerdings dicht gefolgt von den *Ricercatori*. Beide zusammen haben 2013 quasi das Monopol. Die Rückkehrwilligkeit der im Ausland Forschenden hält sich in Grenzen; die geringen Zahlen bestätigen das über die mangelnde Attraktivität des italienischen Wissenschaftssystems bereits Gesagte.

<sup>36</sup> Falls die Abgewiesenen es 2014 oder 2015 nicht ein weiteres Mal versuchen; sie sind nur ein Jahr lang gesperrt.

Tab. 2: Bewerber für W3-Professur (Ordinario) 2012 und 2013: 116 bzw. 21 Kandidaten

<i>a) Berufe u. Tätigkeiten</i>				
Kategorien	2012		2013	
Prof. assoc. (W2-Professoren)	51	44,0%	9	42,8%
Prof. ord. an nichtstaatl. Univ. (W3-Professoren)	1	0,9%	-	-
Ricercatori (Mittelbau)	31	26,7%	7	33,3%
Ricercatori an außeruniv. Forschungsinstitutionen	3	2,6%	2	9,5%
Assegnisti (Drittmittelforscher)	2	1,7%	1	4,7%
Prof. a contratto (Lehrbeauftragte)	5	4,3%	-	-
an ausländ. Unis od. Forschungsinst. Beschäftigte	4	3,4%	1	4,7%
Marie Curie-Fellowships	1	0,9%	-	-
Lehrer aller Schulstufen	6	5,2%	-	-
Archivare	1	0,9%	-	-
Journalisten	4	3,4%	-	-
Militärs	2	1,7%	-	-
Selbständige	2	1,7%	-	-
Sonstige	3	2,6%	1	4,7%
<b>Su.</b>	<b>116</b>	<b>100%</b>	<b>21</b>	<b>100</b>

*b) nach Gruppen zusammengestellt*

Kategorien	2012		2013	
<b>1.) Direkt an den Universitäten Beschäftigte</b>				
in Stellung an Universitäten des In- u. Auslandes u. an außeruniv. Forschungsinstituten	90	77,6%	20	95,2%
im universitären Unterbau	2	1,7%	-	-
mit Lehrauftrag	5	4,3%	-	-
Zw.-Su.	<b>97</b>	<b>84%</b>	<b>20</b>	<b>95%</b>
<b>2.) Forschungsnah</b>				
Bibliothekare, Archivare	1	0,9%	-	-
Lehrer aller Schulstufen	6	5,2%	-	-
Zw.-Su.	<b>7</b>	<b>6%</b>	-	-
<b>3.) Rest</b>	<b>12</b>	<b>10%</b>	<b>1</b>	<b>5%</b>

**Deutsche und italienische Spezifika**

Bevor nun die inhaltliche Seite betrachtet und kommentiert wird, empfiehlt sich ein kurzer Blick auf das, was einem Italiener an der deutschen Geschichtswissenschaft auffallen würde. Zunächst der unterschiedliche Umgang mit den Spezial-

disziplinen. Zur Geschichtswissenschaft zählt, wie man an jedem deutschen Historikertag sehen kann<sup>37</sup>, wesentlich mehr als das, was an den Historischen Instituten mit ihren vornehmlich chronologisch definierten Professuren ablesbar ist, aber diese Institute wiederum befinden sich ganz überwiegend in den Philosophischen Fakultäten oder deren Erben. In Italien gibt es dagegen Historische *Dipartimenti* sowohl bei den Philosophischen als auch bei den vom Faschismus geschaffenen Fakultäten für Politische Wissenschaften – letzteres erklärt die starke Stellung der politischen Geschichte –, gelegentlich auch bei denen fürs Lehramt, aber kaum außerhalb davon angesiedelte Subdisziplinen. Auffallen würde Italienern ferner, dass die ihnen so wichtige Agrargeschichte nördlich der Alpen institutionell ein Schattendasein führt (und daher ganz überwiegend von Allgemeinhistorikern „im Nebenamt“ betrieben wird), dass sich Technik- und Wissenschaftsgeschichte nach langem Schattendasein im Zeichen des *cultural turn* auf die allgemeine Geschichte zubewegen, aber in der Regel ebenso wenig Bestandteil Historischer Institute sind wie die Wirtschaftsgeschichte, vor allem aber dass die Landesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, von Bayern abgesehen, ein dürftig ausgestatteter Randbereich ist, um den sich vorwiegend Archivare und Historische Kommissionen mit den dort reichlich vertretenen nicht-professionellen Historikern zu kümmern pflegen, während es eigene Lehrstühle für Kirchengeschichte an den in Italien seit langem abgeschafften Theologischen Fakultäten gibt.

Andererseits erlaubten die bis zur Bolognareform in der Bundesrepublik vergleichsweise sehr locker gestalteten Curricula – vor wenigen Jahrzehnten noch galt dies als Inbegriff der auch von Studenten verteidigten „akademischen Freiheit“ –, vor allem aber die nur chronologisch definierten Professuren deren Inhabern im Grunde die Befassung mit allem und jedem, sofern es einen Bezug zur Vergangenheit hatte, und zwar in Forschung und Lehre. Das ist die Ursache für die, neuerdings womöglich bedrohte, große inhaltliche Breite dessen, was ein deutscher Geschichtswissenschaftler zu bearbeiten pflegt, wenn er nur will, und für die es außerhalb des deutschen Kulturraums kaum eine Entsprechung gibt. Dafür ist in Italien die Lehrbelastung deutlich geringer – schon quantitativ, vor allem aber qualitativ, denn die Curricula verlangen die jährliche Wiederholung der einmal beschlossenen Lehrveranstaltungen. Das kommt der literarischen Produktivität zugute, von der noch zu reden sein wird.

Noch etwas weiteres ist in Italien neuerdings völlig anders geregelt als in Deutschland. Der bereits erwähnte Bildungs- und Wissenschaftsminister Luigi Berlinguer, der von 1996 bis 2000, d. h. sowohl unter Romano Prodi als auch unter dessen Nachfolge Giuliano Amato im Amt blieb, strebte im Universitätsbereich

<sup>37</sup> Er hat in Italien übrigens keine Entsprechung, sowenig wie es einen Gesamtverband aller Historiker gibt. Es organisieren sich stets die Partikularinteressen: So gründete sich 1989 der Historikerinnenverband, die *Società Italiana delle Storiche* (SIS), 1990 folgte die *Società Italiana per lo Studio della Storia Contemporanea* (SISSCO), der Verband der Zeithistoriker, und seit 2011 existiert eine Organisation der Zeithistoriker für den deutschen Kulturbereich, die *Società Italiana per la Storia Contemporanea dell'Area di Lingua Tedesca* (SISCALT).

eine Reihe von Reformen an. Zu diesen zählten die fehlgeschlagene Reform des Ausschreibungs- und Besetzungsverfahrens sowie die 1998 zur Verbesserung der forschungsorientierten Promotionen eingerichteten Doktorandenschulen (*Scuole di Dottorato*), die dem amerikanischen Beispiel zu folgen versuchen. Seither erlaubt das Gesetz keine Promotionen mehr außerhalb solcher Graduiertenkollegs, von denen es deshalb fast an jedem *Dipartimento* eine gibt. Zugelassen wird aufgrund einer Ausschreibung, ein Teil der Zugelassenen erhält ein Stipendium, die anderen müssen dagegen Gebühren zahlen. Diese Graduiertenschulen haben natürlich alle ein Thema, das je nach Universität entweder sehr allgemein gehalten oder vergleichsweise spezialistisch ausgerichtet ist, aber auch theoretisch höchst anspruchsvolle bzw. voraussetzungsreiche Rahmenbezeichnungen aufweisen kann<sup>38</sup>. Im ersten Jahr wird auch unterrichtet und geprüft, während in den folgenden beiden Jahren die selbständige Forschung Priorität hat, denn länger als drei Jahre darf kein Promotionsverfahren dauern. Die Folgen für die Wissenschaft sind erheblich, denn die Möglichkeiten für individuelle Zugänge, originelle Forschungsansätze und unorthodoxe Fragestellungen schwinden mit dieser gesteuerten, auf Profilbildung, Effizienz und dementsprechend Kontrolle ausgerichteten Nachwuchspflege. Auch in Deutschland geht dank reichlich fließender Drittmittel der Trend in diese Richtung, doch zum Glück für die Wissenschaft sind freie Promotionen in den Geistes- und Sozialwissenschaften – noch? – möglich und so sorgt das Nebeneinander zwischen beiden Systemen an ein und derselben Universität und insgesamt für heilsamen Wettbewerb.

Zur akademischen Geschichtskultur gehören neben den Institutionen natürlich auch Rollenvorstellungen, Werthaltungen und epistemische Eigenheiten. Letztere unterscheiden sich beim vergleichenden Blick auf die wissenschaftliche Produktion im Nachbarland in mehr als einer Hinsicht deutlich. Drei die Neueste Geschichte kennzeichnende Unterschiede seien hier kurz genannt.

Zunächst der akademische Stellenwert der Theorie in Deutschland. Kosellecks berühmter Aufsatz über die Theoriebedürftigkeit der Historie<sup>39</sup> findet in Italien kein Gegenstück. Auch wenn dieser Anspruch oft genug nicht eingelöst wird, kann seit drei oder vier Jahrzehnten kein deutscher Historiker ausdrücklich behaupten, es genüge, einfach pragmatisch draufloszuschreiben. Gerade der Nach-

<sup>38</sup> Beispiele für die erste Variante sind *Scienze storiche* in Alessandria oder *Storia contemporanea* in Roma Tre oder gar *Scienze giuridiche, storiche e sociali* (Rechts-, Geschichts- und Sozialwissenschaften) in Siena, für die zweite dagegen Titel wie *Ceti dirigenti e potere pubblico nella storia d'Italia contemporanea* (Politische Eliten und Staat im zeitgenössischen Italien) in Roma-La Sapienza oder *Storia dei partiti e dei movimenti politici nell'Europa del XIX e XX secolo* (Geschichte der Parteien und der politischen Bewegungen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts) in Bologna, während die dritte Variante Themen aufweist wie *Teoria e storia della modernizzazione e del cambiamento sociale in età contemporanea* (Theorie und Geschichte der Modernisierung und des sozialen Wandels in der modernen Gesellschaft) in Siena oder *Crisi e trasformazione della società contemporanea* (Krise und Wandel der modernen Gesellschaft) in Turin bzw. *Pensiero politico e istituzioni nelle società mediterranee* (Politisches Denken und Institutionen in den süd-europäischen Gesellschaften) in Catania.

<sup>39</sup> Vgl. Reinhart Koselleck, *Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft* (1972), jetzt in: Ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M. 2000, S. 298–316.

wuchs sieht sich heute mehr denn je dazu genötigt, theoretische Begründungen für Themenwahl und Forschungsdesign zu liefern. In Italien ist das eher selten der Fall.

Damit in engem Zusammenhang steht zweitens die Vorbildfunktion der angelsächsischen Geschichtswissenschaft; sie ist in Deutschland längst auch institutionell abgesichert. Sämtliche in USA entstandenen *turns* finden hierzulande Beachtung und Nachahmer – ob immer berechtigt, ist eine andere Frage –, während das für die italienische (Geschichts-) Wissenschaft traditionell verbindliche Frankreich zwar dem Nachwuchs oftmals Gastrecht gewährt – zahlreiche Kandidaten besitzen französische Graduierungen bis hin zum *Maître de conférences* – aber gerade in der Zeitgeschichte methodisch und thematisch kaum Anregungen bietet<sup>40</sup>. Die Folge ist in Deutschland eine bisweilen geradezu zwanghaften Charakter annehmende „Dynamik der Wenden“<sup>41</sup>, der in Italien eine auffallende Statik gegenübersteht, die im Vorwalten sachlich erzählter politischer Geschichte ihren Ausdruck findet.

Drittens schließlich die nach der Wiedervereinigung in Gang gekommene bzw. von ihr herausgeforderte Diskussion über Leitfragen und Grundorientierung des Teilfaches Zeitgeschichte. Dabei hat sich Hockerts' Vorschlag, Zeitgeschichte als Vorgeschichte gegenwärtiger Problemlagen zu betreiben<sup>42</sup>, als besonders stimulierend erwiesen. Dadurch sind Themen wie Wertewandel, Ordnungsmuster oder Migration ins Blickfeld der Historiker geraten, sie erzwingen geradezu eine gegenwartsnahe, sich mit anderen gegenwartsorientierten Disziplinen kritisch austauschende Zeitgeschichte. Sie ist das krasse Gegenteil der in Italien ganz überwiegend betriebenen Art der Neuesten Geschichte, die auf die Jahre zwischen 1943/45 und 1970 konzentriert bleibt, Parteien, politische Strömungen und Politiker in den Mittelpunkt stellt<sup>43</sup> und kaum einmal zur Vorgeschichte der das Land seit drei Jahrzehnten niederdrückenden Krisen wird. Vor allem dem Nachwuchs scheint das viel zu gefährlich zu sein, obwohl sich die politisch-kulturellen Spaltungen zwischen links und rechts deutlich abgeschwächt haben. Fehlanzeige aus denselben Gründen auch bei der Historiografiegeschichte, stattdessen hagiografisch angelegte Historikerbiografien. Intellektuelle und methodische Neugier, verbunden mit Mut und vielleicht sogar Freude an der Provokation ist ganz gewiss

<sup>40</sup> Manches davon führt Rainer Hudemann auf die Übermacht der *Annales*-Schule zurück; vgl. ders., *Histoire du Temps présent* in Frankreich. Zwischen nationalen Problemstellungen und internationaler Öffnung, in: Nützenadel/Schieder (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Problem*, S. 175–200, hier S. 187.

<sup>41</sup> Ebenso ironisch wie kenntnisreich dazu Christoph Conrad, *Die Dynamik der Wenden. Von der neuen Sozialgeschichte zum cultural turn*, in: Jürgen Osterhammel/Dieter Langewiesche/Paul Nolte (Hrsg.), *Wege der Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen 2006, S. 133–160.

<sup>42</sup> Vgl. Hans Günter Hockerts, *Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder*, in: *Historisches Jahrbuch* 111 (1993), S. 98–127.

<sup>43</sup> Dass der Fall Moro mit großem Abstand an der Spitze steht, verdeutlicht einerseits den ebenso traumatischen wie enigmatischen Charakter dieses Ereignisses, andererseits die selbstgesetzten Grenzen historisch-politischer Reflexion, denn der Untergang der sogenannten Ersten Republik im Zuge einer Welle von Korruptions- und Parteispendenaffären ist kaum der Ermordung Moros anzulasten.



nicht die Regel bundesdeutscher Geschichtswissenschaft und wohl deshalb hat der Historikerverband 2008 eine Dissertation über männliche Prostitution ausgezeichnet<sup>44</sup>. Ein auch nur von Ferne vergleichbares Buch hat der A.S.N.-Kommission nicht vorgelegen.

### Inhaltliche Schwerpunkte

Was sind die wesentlichen Themenfelder<sup>45</sup>? In chronologischer Reihenfolge steht die Französische Zeit am Anfang. Das ist kein Zufall, denn im Zuge der Befreiung der Geschichtswissenschaft von nationalen Stereotypen wird in ihr der entscheidende Schritt für die Ausprägung eines nationalen Bewusstseins gesehen. Umso mehr verwundert, dass ihr kaum ein Beitrag gewidmet ist. Auch Napoleon findet so gut wie keinen Autor, und selbst das *Risorgimento*, obgleich dank Banti bahnbrechender Umdeutung im Zeichen des *cultural turn* aus seiner bisher verteidigten Sonderrolle zugunsten internationaler Vergleichbarkeit herausgelöst<sup>46</sup>, ist, mit wenigen Ausnahmen<sup>47</sup>, aus dem Gesichtsfeld des Nachwuchses verschwunden; am ehesten gerät noch die modisch gewordene Erinnerungsgeschichte in den Blick. Das ist in Deutschland nicht viel anders. Die Gründung des Nationalstaats stößt auch hier bei den Jüngeren kaum noch auf Interesse. Außer in Überblicksgeschichten findet das 19. Jahrhundert auf der Ebene des Gesamtstaates beim italienischen Nachwuchs so gut wie nicht mehr statt. Erst die Krise der Jahrhundertwende und dann die Umbrüche in der Zeit des bedeutenden Reformpolitikers Giolitti finden eine gewisse Aufmerksamkeit. Gleiches gilt für den Ersten Weltkrieg, dessen Bearbeiter an einer Hand abzuzählen sind und die sich häufig erfahrungsgeschichtlichen Gegenständen – Feldpostbriefe – widmen.

Der eine der beiden Schwerpunkte zeitgeschichtlicher Forschung ist erwartungsgemäß der Faschismus. Zwölf Prozent der Autoren widmen ihm Bücher mit diesem Stichwort im Titel; eine erheblich größere Zahl behandelt vornehmlich ein anderes Thema, das sich aber (auch) auf den Faschismus erstreckt. Detailuntersuchungen zur Machtergreifung, zur Steuerung der öffentlichen Meinung, vor allem aber zur Repression, hier am Rande auch zur deutsch-italienischen Zusammenarbeit, und natürlich zum lange Jahre stark überhöhten Gründungsmythos

<sup>44</sup> Vgl. Martin Lücke, *Männlichkeit in Unordnung. Homosexualität und männliche Prostitution in Kaiserreich und Weimarer Republik*, Frankfurt a. M./New York 2008.

<sup>45</sup> Es ist natürlich völlig ausgeschlossen, die Produktion der 631 Kandidaten maßstäblich abzubilden. Ich habe deshalb von beiden Jahrgängen und beiden Bewerbergruppen eine repräsentative Auswahl – 10 % bei gleicher Verteilung hinsichtlich Zulassung und Versagung wie bei der gesamten Kohorte – zusammengestellt, greife allerdings in Einzelfällen auf andere Personen zurück.

<sup>46</sup> Vgl. Alberto M. Banti, *La nazione del Risorgimento. Parentela, santità e onore dell'Italia unita*, Turin 2000.

<sup>47</sup> Hierzu zählen vor allem die Beiträge von Arianna Arisi Rota; vgl. dies. u. a. (Hrsg.), *Patrioti si diventa. Luoghi e linguaggi di pedagogia patriottica nell'Italia unita*, Mailand 2009, sowie dies., *Discovering Politics: Action and Recollection in the First Mazzinian Generation*, in: Silvana Patriarca/Lucy Riall (Hrsg.), *The Risorgimento Revisited. Nationalism and Culture in Nineteenth-Century Italy*, Basingstoke 2012, S. 77–96.

der Republik, dem Widerstand – in Italien unter zwei unterschiedlichen Stichworten, *Resistenza* und *Antifascismo*, abgehandelt, – sind die häufigsten Gegenstände. Der verbrecherische Charakter von Mussolinis Herrschaft hat weithin und im Gegensatz zur Meinung der Mehrheit der Italiener die Legende von den „*Italiani brava gente*“ abgelöst. Insoweit hat sich der Nachwuchs auch von den Verharmlosungen Renzo De Felices freigemacht, unterliegt aber umso mehr dem Einfluss der geistesgeschichtlichen Interpretation seines Schülers Gentile<sup>48</sup>. Die *Repubblica Sociale Italiana* und der Faschismus nach 1945 zählen nach wie vor zu den Ausnahmen. Ergänzend zu Thomas Schlemmers bahnbrechender Darstellung<sup>49</sup> wurden hier auch zwei Beiträge zu den italienischen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion vorgelegt.

Ganz anderer Natur und dementsprechend auffällig sind einige Beiträge über den Rassismus. Sie räumen zum einen mit Blick auf Telesio Interlandi und Julius Evola und deren Ziel der definitiven rassistischen Aufwertung Italiens hoffentlich endgültig die exkulpatorischen Darstellungen De Felices und Dennis Mack Smiths beiseite, zum anderen schließt die Geschichte der Suche nach dem „Neuen Menschen“ von Lombroso bis 1943 die Lücke zur Lage in anderen Ländern und dokumentiert die eugenische Diskussion, die ein Modernitätswurf war, der dank des in Italien großen Einflusses der Kirche jedoch weit weniger radikal ausfiel als selbst in anderen katholischen Ländern<sup>50</sup>. Die in Italien sowieso eher selten anzutreffende Scheu, den Faschismus mit Moderne in Beziehung zu bringen<sup>51</sup>, wird hier endlich einmal auf das nötige theoretisch reflektierte Niveau gebracht; das gilt auch für ein anderes Buch über die wohlfahrtspolitischen Innovationen – und ihre Grenzen – am Beispiel der Fürsorgeorganisation in Turin<sup>52</sup>.

Der andere der beiden Schwerpunkte ist die italienische Nachkriegsgeschichte. Im Sample sind es alles in allem dreißig bis vierzig Prozent der Titel. Es überwiegen, wie bereits gesagt, Beiträge zu Parteien und Führungspersonlichkeiten gegenüber Institutionen und Prozessen, erweitert um Themen wie Jugendprotest und natürlich den Italien mehr als jedes andere westliche Land heimsuchenden Terror. Sicher, es finden sich auch Titel zur nationalen Identität, zu Symbolen des Wirtschaftswunders wie etwa der *Vespa*, zur Verkehrs- und insbesondere zur Stadt-

<sup>48</sup> Ausgehend von Emilio Gentile, *Il culto del littorio. La sacralizzazione della politica nell'Italia fascista*, Rom/Bari 1993.

<sup>49</sup> Vgl. Thomas Schlemmer, *Die Italiener an der Ostfront 1942/43. Dokumente zu Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion*, München 2005.

<sup>50</sup> Vgl. Francesco Cassata, „La Difesa della razza“. *Politica, ideologia e immagine del razzismo fascista*, Turin 2008; ders., *Building the New Man. Eugenics, Racial Science and Genetics in Italy, 1912–1975*, Budapest/New York 2011. Cassata schrieb auch Studien zu Corrado Gini und Julius Evola und ein aufschlussreiches Buch, wie in Italien Kommunisten und andere mit dem „Fall Lysenko“ umgegangen sind; vgl. Francesco Cassata, *Il fascismo razionale. Corrado Gini fra scienza e politica*, Rom 2006; ders., *A destra del fascismo. Profilo politico di Julius Evola*, Turin 2003, und ders., *Le due scienze. Il „caso Lysenko“ in Italia*, Turin 2008.

<sup>51</sup> Verwiesen sei auf die klassisch gewordene Verblüffung des englischen Marxisten Tim Mason, *Italy and Modernization. A Montage*, in: *History Workshop*, Bd. 25 (1988), H. 1, S. 127–147.

<sup>52</sup> Vgl. Silvia Daniela Inaudi, *A tutti indistintamente. L'Ente Opere Assistenziali nel periodo fascista*, Bologna 2008.

geschichte, aber von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen enden die Untersuchungen in den 1970er Jahren<sup>53</sup>. Das hat bei einer so sehr der politischen Geschichte verpflichteten Disziplin natürlich auch mit dem Umstand zu tun, dass namentlich staatliche Akten selbst für dieses Jahrzehnt noch so gut wie überhaupt nicht der Forschung zur Verfügung stehen. Aber Zeitgeschichte als Vorgeschichte der Gegenwart bedarf erst in zweiter Linie staatlicher Akten. In erster Linie liefert sie Bausteine zur Orientierung im Hier und Heute, und da geht es auch in Italien um anderes als um untergegangene Parteien und seit langem verstorbene Politiker. Der die letzten drei Jahrzehnte kennzeichnende Niedergang Italiens auf so vielen Gebieten, das Ende der sogenannten Ersten Republik, der Übergang vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland und gar überhaupt die Ankunft Italiens in der postkolonialen Welt – vom geschichtswissenschaftlichen Nachwuchs, jedenfalls dieser beiden Jahrgänge, erfährt man hierzu so gut wie nichts. Das Phänomen Berlusconi zu analysieren, bleibt Ordinarien wie Paul Ginsborg überlassen<sup>54</sup>, wie überhaupt auch nur der historische Blick auf Zeitdiagnosen und davon abgeleitete Rekonstruktionsversuche des Politischen vollkommen fehlen. Selbst Bücher zur Analyse intellektueller Selbstverständigung nach Krieg und Zusammenbruch, also lange vor der durch archivalische Sperrfristen und anderes gezogenen Grenze, sucht man vergebens<sup>55</sup>.

Unter den sonstigen Themen ragen, von der stark verbreiteten Lokal- und Regionalgeschichte abgesehen, auf die noch näher eingegangen wird, Frauen- bzw. Gendergeschichte<sup>56</sup>, Kirchen- und Religionsgeschichte im weitesten Sinne und erwartungsgemäß Auswanderungsgeschichte zahlenmäßig hervor. Auswanderungsgeschichte zählt bekanntlich seit langem zu den Klassikern. Sie leistet einen Beitrag zum nationalen Selbstverständnis und ist demgemäß sehr gut und natürlich nicht nur im Inland organisiert, kann fallweise auf politische und daher finanzielle Unterstützung hoffen und verfügt über zahlreiche Institute sehr unterschiedlicher Qualität und einige Spezialzeitschriften<sup>57</sup>. Ein allerdings keineswegs

<sup>53</sup> Überblicksdarstellungen reichen natürlich weiter, beruhen aber nicht auf eigener Forschung und spielen deshalb für die hier vorgenommene Bewertung keine Rolle.

<sup>54</sup> Als Beispiel vgl. Paul Ginsborg, Berlusconi. Politisches Modell der Zukunft oder italienischer Sonderweg?, Berlin 2005; ital. Ausgabe 2003.

<sup>55</sup> Gemeint sind Dissertationen wie Dirk van Laak, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, Berlin 1993, und Jens Hacke, Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik, Göttingen 2006.

<sup>56</sup> Im Falle der Gendergeschichte zählen zu diesen neben der bereits genannten Silvia Inaudi auch Silvia Salvatici mit ihrem bemerkenswerten Buch *Contadine dell'Italia fascista. Presenze, ruoli, immagini*, Turin 1999, und Patrizia Guarnieris Beiträge zu Verbrechen an Frauen und Kindern im 19. und 20. Jahrhundert. Unter ihren neueren Aufsätzen seien genannt: *L'incesto scandaloso: legge e mentalità nell'Italia unita*, in: *Passato e Presente* 58 (2003), S. 45–68, und *Un piccolo essere perverso. Il bambino nella cultura scientifica italiana fra Otto e Novecento*, in: *Contemporanea* 9 (2006), S. 253–284, sowie nicht zuletzt: *Men committing female crime: Infanticide, family and honor in Italy 1890–1981*, in: *Crime, Histoire & Sociétés* 13 (2009), H. 2, S. 41–54.

<sup>57</sup> Vgl. die 1989 gegründete, mit *Peer Review* arbeitende Zeitschrift: *Altretalia. Rivista internazionale di studi sulle migrazioni italiane nel mondo*.

auf Italien beschränktes Problem besteht darin, dass solche Themen vielfach von „Betroffenen“ bearbeitet werden. Das bekommt diesen Subdisziplinen nicht immer gut, weil identitäre Motive unweigerlich in die wissenschaftliche Arbeit eingebunden sind und nur in Ausnahmefällen mitreflektiert werden.

### Zulassungsbedingungen und akademischer Habitus

Die Vorschriften für Bewerbungen auf Professuren sehen in Deutschland Zeugnisse vor – für Promotion und Habilitation bzw. als gleichwertig anerkannte wissenschaftliche Leistungen –, und streng genommen kommen erst in zweiter Linie Monografien, im weiteren dann auch andere Publikationen ins Spiel, neuerdings auch Angaben zur Lehre und Einwerbung von Drittmitteln. In Italien ist dies für die *Abilitazione Nazionale Scientifica* nicht möglich, weil das *Dottorato di ricerca*, wie erinnerlich, erst seit 1980 vergeben wird und also ältere Bewerber ausschliesse, und das Habilitationszeugnis ja überhaupt Gegenstand des Verfahrens ist. Also behilft man sich anders. Die vom Ministerium verordneten Bedingungen sind darum quantitativer Art. Sie nennen, wie bereits erwähnt, eine Mindestzahl von Büchern und Aufsätzen neueren Datums, unterschieden nach dem Typ der angestrebten Professur. Um nun aber die Jüngeren nicht gegenüber den (Dienst-)Älteren zu benachteiligen, hat man die *età accademica* eingeführt, d. h. einen Indikator, der die Produktion ins Verhältnis zur verflossenen Zeit setzt. Spätestens hier kommt die wissenschaftliche Produktivität ins Spiel, aber bezeichnenderweise in einer für Evaluationen geeigneten Form, also quantifizierbar, mit der unvermeidlichen Folge, dass die Logik wissenschaftlichen Produzierens ignoriert, oft geradezu konterkariert wird<sup>58</sup>. *Normalizzazione*, Standardisierung, lautet das Gebot (nicht nur in Italien) und so enthält die Datenbank der Bewerberunterlagen gleich noch für jede Person drei anhand der insgesamt eingereichten Publikationen errechnete Maßzahlen, Mediane genannt, die für die Bewertung eine Rolle spielen sollen. Diese Mediane nennen für Bewerber für den *Professore associato* 1,71 Monografien und 11,5 unselbständige Schriften, jedoch null Beiträge in Organen mit *Peer Review*, für den *Ordinario* dagegen 2 bzw. 16 und ebenfalls null. Die Kommission war einerseits berechtigt, aus qualitativen Gründen Ausnahmen von diesen standardisierten Vorgaben zu machen, und machte davon auch Gebrauch, konnte andererseits aber gar nicht anders, als die quantitativen Maßstäbe zu verschärfen<sup>59</sup>. So kamen unvermeidlicherweise und ohne weitere Begründung, weil

<sup>58</sup> Die entsprechenden Blogs sind voll von Klagen und absurder Modellberechnungen. Statt vieler Beispiele <http://www.roars.it/online/la-normalizzazione-per-eta-accademica-secondo-anvur-overo-summum-jus-summa-iniuria/> [13. 4. 2015].

<sup>59</sup> Für *Associati* zwei Monografien zu unterschiedlichen Themen oder eine Monografie von besonderem Wert plus mindestens vier unselbständige Arbeiten zu anderen Themen, davon wenigstens zwei in Organen mit *Peer Review*. Für *Ordinari* neben drei Monografien eine Edition – in Italien in der Regel Textausgaben, keine kritischen Editionen – oder eine größere Anzahl unselbständiger Arbeiten zu anderen Themen, davon ebenfalls zwei in Organen mit *Peer Review*. Der Nachfolgekommision steht es natürlich frei, das zu ändern, aber freihändiger Umgang mit Kriterien ist auch in deutschen Kommissionen üblich.

tief im kulturellen Unterbewusstsein verankert, landesspezifische Einstellungen zum Thema „Produktivität“ zur Geltung. Das anderswo verlangte sogenannte zweite Buch genügt italienischen Vorstellungen über Qualität offensichtlich nicht, es muss schon „etwas mehr sein“. Dass das die Bewerber nicht in Schwierigkeiten brachte, gehört zum akademischen Habitus. Die Produktivität der italienischen Historiker und Historikerinnen ist im Allgemeinen höher als bei den deutschen; Vierzigjährige haben oft schon vier Bücher vorgelegt und das, obwohl das *Dottorato di ricerca* zumeist erst nach dem 30. Lebensjahr abgelegt wird<sup>60</sup>. Dass man schon vorher Monografien bei Verlagen unterbringt, ist aber keine Seltenheit<sup>61</sup>. Und: Dicke Bücher gelten mehr als schmale.

Die hohe Produktivität hat viele Ursachen. Reden und Schreiben gehören, wie bereits festgestellt, zum Traditionsbestand der italienischen Kultur. Zu ihr gehört auch, dass die Freude am Erzählen sich sehr oft direkt in Aufsätzen oder Büchern niederschlägt. Analytisch angelegte Beiträge sind ausgesprochen selten, theoretische Überlegungen ebenso, ja selbst der Stand der Forschung wird nur in Ausnahmefällen referiert. Bücher verfügen kaum einmal über Literaturverzeichnisse, was die Überprüfung des herangezogenen Materials erschwert; auch die detaillierte Aufführung der ungedruckten Quellen ist nicht die Regel. Dagegen fehlt kaum einmal ein Namensregister; dank seiner können Freunde, Helfer und Patrone mit einem Blick feststellen, wie oft sie zitiert worden sind. Nur die Hälfte der Bewerber nannte jedoch Beiträge in Zeitschriften mit anonymem Begutachtungsverfahren<sup>62</sup>. Das kann nur den Grund haben, dass solche objektivierten Wettbewerbsverfahren vielen nicht zusagen und im Alltag auch keine Vorteile versprechen. Viele Zeitschriften sind noch immer, wie im 19. Jahrhundert ganz allgemein, Treffpunkt von Freunden und Gesinnungsgenossen, und so versteht man sich, wie gelegentlich in den Lebensläufen geschrieben wird, als fester Mitarbeiter eines Periodikums, in dem man regelmäßig publiziert. Nicht wenige dieser Periodika stehen außerhalb der wissenschaftlichen, offenbar aber nicht außerhalb der akademischen Welt (wie ein Blick auf die stets umfangreichen Herausgeberlisten lehrt), weshalb die dort gedruckten Beiträge ebenso selbstverständlich aufgeführt werden wie die in *Passato e Presente* oder in den *Studi storici*, zwei der führenden Zeitschriften.

Hier wird eine Wertordnung sichtbar, die sich von der deutschen erheblich unterscheidet. Sie beschränkt sich nicht auf Universität und Wissenschaft, son-

<sup>60</sup> Patrizia Guarnieri, eine ausgesprochen tüchtige Historikerin, Jahrgang 1954, hat zwischen 1978 und 2013 nicht weniger als 130 Aufsätze und 14 Bücher verfasst. Damit liegt sie unter den Kandidaten zwar weit vorne, ist aber keineswegs die große Ausnahme. Näheres unter <http://www.unifi.it/p-doc2-2013-200049-G-3f2a3d323a2d2d.html> [9. 1. 2015].

<sup>61</sup> Giovanni Sbordone, Jahrgang 1972, seit 2010 *Dottore di ricerca*, hatte bis dahin aber schon vier Bücher veröffentlicht, von Aufsätzen nicht zu reden. Mehr zu ihm bei Wikipedia, [http://it.wikipedia.org/wiki/Giovanni\\_Sbordone](http://it.wikipedia.org/wiki/Giovanni_Sbordone) [20. 10. 2014].

<sup>62</sup> Im Sample 23 von 54 Anwärtern auf eine *Associato*-Professur und 8 von 15 Anwärtern für ein Ordinariat. Es gibt allerdings nur ganz wenige historische Zeitschriften, die extern begutachten lassen, eine Erhebung 2003 förderte nur zwei zutage; vgl. Cavazza, *Die Neueste Geschichte*, S. 108, Anm. 74.

dem ist Reflex italienischer Lebensbedingungen schlechthin. In einem Staat, der trotz aller Modernität es nach 150 Jahren noch immer nicht geschafft hat, seinen Bürgern annehmbare Lebensbedingungen, vor allem Daseinsvorsorge zu garantieren, sind persönliche Beziehungen überlebenswichtig. Anonymität ist schädlich, Vertrauen in regelgemäße Verfahren nur zu oft weltfremd. Auch in der Wissenschaft knüpft man daher möglichst früh möglichst feste Beziehungen, die Grenze zwischen beruflichen Kontakten und Klientelismus bleibt oft undeutlich. Man sieht das an vielen Dingen. So gut wie jedes Buch hat Vorwort oder Einleitung oder beides, verfasst durch Dritte; Dissertationen ohne Vorwort des Doktorvaters sind die ganz große Ausnahme und lassen auf Konflikte schließen. In solchen Texten bildet sich ein Teil des Netzwerks ab, in dem der Autor lebt.

Das gibt es natürlich auch anderswo. Landestypisch ist aber nicht nur die Häufigkeit, sondern auch der Umstand, dass fast jedes Buch in einer Reihe erscheint, was wiederum den Blick auf weitere Netzwerke freigibt, die ihrerseits den Zugang zu Druckkostenzuschüssen ermöglichen. Denn nur sehr selten tritt das Ministerium für Wissenschaft und Forschung oder der *Consiglio Nazionale di Ricerca*<sup>63</sup> dabei in Erscheinung. Umso mehr beteiligen sich *Dipartimenti*, Institute, ja selbst Gleichstellungsbeauftragte, Forschungseinrichtungen, Stiftungen, Gewerkschaften, Verbände, Kooperativen und Banken (gesetzlich verpflichtet), vor allem aber Städte, Provinzen und Regionen an der Finanzierung, und das bedeutet wiederum, dass Kontakte zu diesen Geldgebern unverzichtbar sind. Bedingungen wie diese fördern unvermeidlicherweise die lebensweltlich ohnedies schon große Neigung zum Lokalismus, und so repräsentieren schätzungsweise zehn Prozent der Kandidaten biografisch, beruflich und wissenschaftlich einen lupenreinen Lokalismus. Der Gedanke, dass dadurch die Qualität leiden könnte, ist aus ihrer Sicht weltfremd oder jedenfalls irrelevant, denn die enge Vernetzung im Lokalen garantiert das Überleben besser, als wenn man sich dem nationalen Wettbewerb aussetzte.

Die Zahl der Preise in Italien beträgt ein Vielfaches von Deutschland, so dass wohl die Hälfte aller Kandidaten mindestens einen Preis bekommen hat. Nicht alle sind dotiert, aber etliche doch so hoch, dass man davon den Druck eines Buches finanzieren kann. Es gibt deshalb Verlage, die formell eine Zweigniederlassung an Orten errichten, deren reich ausgestatteter Preis verlangt, dass er an Ort und Stelle investiert wird<sup>64</sup>. Nicht wenige Preise stellen den naheliegenden Kurzschluss zwischen Thema und Ehrung her, so dass die Frage naheliegt, ob der solchermaßen gewürdigte Beitrag wirklich absichtslos, allein an der Sache orientiert, entstanden ist. Jedenfalls: Wer über Nilde Iotti, die Mitarbeiterin und Wegbegleiterin von Palmiro Togliatti, dem langjährigen Generalsekretär der PCI,

<sup>63</sup> Der C.N.R. ähnelt als Behörde mit eigenen Forschungsprojekten der Max Planck-Gesellschaft und ist wie diese erst seit vergleichsweise kurzer Zeit auch in den Geisteswissenschaften engagiert. Hinsichtlich Organisationshoheit, Budget, Selbstverständnis und internationalem Prestige liegen zwischen beiden jedoch Welten.

<sup>64</sup> Etwa Donzelli, Rom. Der Verlag hat Meridiana Libri in Catanzaro gegründet, weil der gut dotierte *Premio letterario Città di Catanzaro* verlangt, dass das Preisgeld dort ausgegeben wird.

arbeitet, erhält wohl unweigerlich den *Premio Nilde Iotti per la storia contemporanea*, wer über einen der Brüder Rosselli schreibt, bekommt höchstwahrscheinlich den Preis der an sie erinnernden Florentiner *Fondazione Fratelli Rosselli*.

Ein Großteil der Preise bedient den Lokalismus<sup>65</sup>, und zwar selbst dann, wenn sie sich als „national“ ausgeben. So hat ein aus Senigallia (Provinz Ancona) stammender *Ricercatore*, der fast ausschließlich zu den politischen Eliten der Marken forscht, 1999 den *Premio Nazionale di Cultura „Frontino Montefeltro“* bekommen, über den die im Hinterland der Marken gelegene winzige Berggemeinde Frontino im Internet stolz verkündet: „Der Nationale Kulturpreis Frontino-Montefeltro hat seit langem die Grenzen des früheren Herzogtums von Federico da Montefeltro und die der Region überschritten und erreicht mit vollem Recht den Rang einer Auszeichnung von nationaler Bedeutung, dies auch dank der hochrangigen Jury, die von Ihrer Magnifizenz, dem Rektor der Universität Urbino, angeführt wird.“<sup>66</sup> Und eine aus Pisa stammende Sozialhistorikerin, die an der dortigen Universität seit 1980 *Ricercatrice* ist, bekam für den von ihr 2008 herausgegebenen Sammelband über die einst in Pisa ansässige „Fabbrica di Boccadarno“ 2009 den *Premio nazionale di narrativa e saggistica „Il delfino“* verliehen, den der Tourismusverein „Pro Loco del Litorale Pisano“ betreut und im Rahmen seines Sommerprogramms alljährlich vergibt.

Natürlich bedienen nicht alle Regionalgeschichten den Lokalismus, aber der Grad der Selbstreferenzialität ist in diesem Genre traditionell hoch. Angesichts der seit Jahrzehnten herrschenden Krise des italienischen Zentralstaats liegt die Bereitschaft zur Bedienung des Lokalismus besonders nahe und so kann man fast von einem Boom lokalistischer Forschung sprechen, namentlich im *Mezzogiorno*. Selbstreferenzialität ist aber auch auf anderen Gebieten zu beobachten. Arbeiter-, Gewerkschafts- und Geschichte linker Parteien gehörte lange Zeit dazu, in beiden Ländern, ist aber selbst in Italien inzwischen vom Aussterben bedroht. Die Organisationen der christlichen Demokratie haben dagegen den Zusammenbruch der *Democrazia Cristiana* gut überstanden, so dass wohl zwei Dutzend Kandidaten sich mehr oder weniger vollständig deren Geschichte widmen und dafür von ihr alimentiert werden. Auch im Falle der Beiträge zum Katholizismus ist die Spannweite groß. Neben gelungenen Arbeiten zur Kirchen-, Ordens-, Missions- und Religionsgeschichte des In- und Auslandes gibt es nicht wenige durchaus problematische, die von in kirchlichen Diensten stehenden Historikern stammen, die sich erkennbar den Fragen moderner Zeitgeschichtsforschung verweigern, sondern

<sup>65</sup> Im Prinzip ist das bei der deutschen Landesgeschichte ähnlich; auch dort werden bemerkenswert viele Preise vergeben, natürlich nur an Arbeiten aus den eigenen Reihen. Nur genießt, wie bereits bemerkt, die Landesgeschichte des 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts in Deutschland nicht entfernt das Ansehen wie in Italien.

<sup>66</sup> „Il Premio Nazionale di Cultura Frontino Montefeltro ha superato da tempo i confini dell'antico Ducato dei Federico da Montefeltro e quelli della Regione, per assurgere a pieno merito come uno degli appuntamenti culturali di rilevanza nazionale per merito anche dell'illustre Giuria, presieduta dal Magnifico Rettore dell'Università degli Studi di Urbino Carlo Bo“, <http://www.frontinomontefeltro.it/eventi/premio-nazionale-di-cultura-2011> [13.6.2014]. Preisträger war Marco Severini.

als Fromme für Fromme produzieren, um es abgekürzt zu formulieren. Ein in Apulien beheimateter, mit zwei *Dottorati di ricerca* (an der *Cattolica* in Mailand und der *Gregoriana* in Rom, zwei hochrenommierten kirchlichen Universitäten) versehener Dozent für Kirchengeschichte an Instituten der Kirchlichen Hochschule im apulischen Foggia forscht vorzugsweise über die Kirche und kirchliches Personal in Apulien<sup>67</sup> und publiziert dann auch in den dort erscheinenden Zeitschriften *Quis ut Deus* oder *Studi su padre Pio*. Das ist nicht verwerflich. Aber so etwas allen Ernstes als Belegstücke wissenschaftlicher Exzellenz zu präsentieren, lässt eine Wertordnung erkennen, die weit von den hergebrachten Standards abweicht.

Ein ähnliches Bild vermittelt ein Kandidat, der ebenfalls an der *Cattolica* promoviert hat, freilich mit einer deutlich seriöseren Arbeit, und nun seit Jahren in Brescia über den jungen Montini, den nachmaligen Papst Paul VI., forscht und praktisch alle 29 Zeitschriftenaufsätze in dem von ihm mitherausgegebenen Brescianer Lokablättchen *C&D: Città e dintorni* und im *Notiziario – Istituto Paolo VI* untergebracht hat; sie umfassen jeweils nur wenige Seiten. Außerdem ediert er die Reden und Schriften Montinis als Mailänder Erzbischof, seinen Briefwechsel mit Maritain und eine seiner Enzykliken. Gäbe es in Italien Theologische Fakultäten mit kirchengeschichtlichen Lehrstühlen, müsste sich dieser Kandidat nicht bei den Zeithistorikern einordnen. Die geringe organisatorische Ausdifferenzierung der italienischen Geschichtswissenschaft schafft das Problem, dass die anderen Logiken folgenden und anderes Publikum bedienenden Lokal- und Kirchenhistoriker ihr zugerechnet werden. Das verbessert nicht immer den Ruf dieser Disziplin.

### Internationalisierung

Bleibt noch die dem ausländischen Beobachter am Herzen liegende Frage, ob der italienische Nachwuchs über die Grenzen seines Landes blickt und wenn ja, wohin. Man sollte dabei nicht vergessen, dass die Erforschung der Vergangenheit, vor allem aber ihre Erzählung seit jeher vor allem der nationalen Selbstverständigung dient, und dass sich nur das Einwanderungsland *par excellence*, die Vereinigten Staaten, den „Luxus“ leistet, für so gut wie jedes Land dieser Erde über spezialisierte Historiker zu verfügen. Der Normalfall ist die Beschäftigung mit der Geschichte des eigenen Landes, und es ist schwer, einen Maßstab zu entwickeln, der so etwas wie eine zulässige Obergrenze für die nationale Nabelschau festlegt. Aber es fällt doch auf, dass vom Sample der Anwärter auf ein Ordinariat gerade einmal drei Aspiranten Beiträge zur außeritalienischen Geschichte liefern, und auch das nur bei großzügiger Berechnung: die europäische Einigung, Äthiopien als Gegenstand der Missionsgeschichte und Israel. Eine sinnstiftende Interpretation dieses Befundes ist nicht möglich, es handelt sich offensichtlich um Zufalls-treffer – denn in der Gesamtgruppe finden sich durchaus namhafte Forscher zur

<sup>67</sup> Wer, und sei er auch Professor, an einer kirchlichen oder privaten Universität beschäftigt ist und sich bei einer staatlichen bewerben möchte, muss die *Abilitazione* nachweisen.



Geschichte vor allem europäischer Nachbarländer<sup>68</sup> –, aber nur Zufall ist es dann auch wieder nicht. Liegt es am Alter? Es beträgt im Jahrgang 2012 durchschnittlich fünfzig, in Jahrgang 2013 immer noch 48 Jahre. Das zeigt sowohl den „Beförderungstau“ an wie auch die Zugehörigkeit zur letzten Generation vor dem globalen Zeitalter. Sich mit anderen Ländern und Kulturen abzugeben bringt offenbar einfach keinen Vorteil. Obwohl: Die Curricula der Doktorandenschulen enthalten häufig die Stichworte „Europa“ oder „Mittelmeer“<sup>69</sup> – wer da wohl die entsprechenden Kurse anbietet, fragt man sich unwillkürlich –, so dass man meinen sollte, dass die dort Ausgebildeten auf außeritalienische Geschichten verwiesen werden, aber vermutlich hat es dann doch eher biografische Ursachen oder es sind nicht erschließbare, also zufällige Gründe, wenn sich in diesem Sample jemand für die außeritalienische Geschichte entschieden hat. Im Jahrgang 2013 ist der Horizont nun weiter und endlich tauchen hier auch Beiträge zu anderen Ländern auf und nicht nur Beziehungsgeschichten. Es geht um die Sowjetunion, das späte Osmanische Reich, um Mittelasien und besonders Pakistan, natürlich auch wieder um Europa, um die französische V. Republik und gleich vier Personen befassen sich mit Deutschland. Auch hier fällt eine Erklärung nicht leicht. Frankreich ist vor allem dann vollkommen unterbelichtet, wenn man berücksichtigt, wie viele Kandidaten die *Maîtrise* oder das *D.E.A.* erworben oder gar die Prüfung für den *Maître de conférences* abgelegt haben, während drei der vier sich mit deutscher Geschichte Befassenden auch in Deutschland promoviert worden sind. Nur so viel ist klar: Das Sample des Jahrgangs 2013 ist mit durchschnittlich 38 Jahren (im Jahrgang 2012 sind es noch 45 Jahre) deutlich jünger. Viel spricht dafür, dass hier ein kausaler Zusammenhang besteht.

### Trübe Aussichten?

Wie sieht nun die Gesamtbilanz aus? Was lässt sich für die italienische Zeitgeschichtsforschung in dem hier gebotenen Ausschnitt, der diejenigen sichtbar macht, die derzeit eine Professur anstreben, am Ende feststellen? Unter ihnen befindet sich eine ganze Reihe vorzüglicher Historikerinnen und Historiker, die den italienischen Universitäten zur Ehre gereichen. Sie namentlich zu nennen, verbietet sich aus mancherlei Gründen, aber es gibt natürlich Kriterien: Publikationen in Zeitschriften des In- und Auslandes mit anonymem Begutachtungsverfahren, Einladungen an ausländische Wissenschaftsinstitutionen und Mitarbeit an solchen italienischen Forschungsinstitutionen, die diesen Namen verdienen. Die Mehrzahl von ihnen, nicht überraschend, ist an mittel- und norditalienischen Universitäten zu Hause: Bologna, Turin, Mailand, Pisa, Florenz – in dieser Reihenfolge; auch aus Rom und Neapel kommen einige vorzügliche Kandidaten. Die Masse der italienischen Zeithistoriker ist dagegen weder inhaltlich noch methodisch innovativ und betreibt vornehmlich Nabelschau in Gestalt politischer Ge-

<sup>68</sup> Genannt seien nur die dank deutscher Publikationen auch hierzulande recht bekannten Namen Stefano Cavazza, Monica Cioli, Costanza D’Elia und Filippo Focardi.

<sup>69</sup> Vgl. Anm. 38.

schichte der Nachkriegszeit<sup>70</sup>. Noch nicht einmal die von Alberto Banti für das *Risorgimento* vorgeführte „Erfindung“ der Nation wird für die Republik erprobt, obwohl das ein Weg wäre, den von De Felice und Galli della Loggia medienwirksam erklärten Tod der Nation am 8. September 1943 zu widerlegen<sup>71</sup>. Überhaupt gilt: Die Ideengeschichte erneuert sich kaum wegen der noch immer übermächtigen Tradition Benedetto Croces und Antonio Gramscis. Die moderne Sozialgeschichte kannte, weil nicht durch wirkmächtige Interpretamente wie den „Sonderweg“ abgesichert, keinen dem deutschen Pendant vergleichbaren Siegeszug. Eine global erweiterte Migrationsgeschichte mit Blick auf Handelsdiasporas und ihre Produkte oder auf transnationale Gruppen bzw. Minderheiten tut sich angesichts der fest etablierten klassischen Auswanderungsgeschichte schwer, und die Schlüsselbegriffe der Historischen Anthropologie – Alterität, Hybridität, Alltag – begegnen in zeitgeschichtlichen Arbeiten ausgesprochen selten. Aufbruch zu neuen Horizonten ist momentan kein Kennzeichen der italienischen Zeitgeschichte, jedenfalls dieses personellen Ausschnitts. Das hat nicht nur mit mangelnden Haushaltsmitteln zu tun; das seine Universitäten, schon gar die Geisteswissenschaften ebenfalls nur spärlich alimentierende Israel steht ganz anders da.

Den Ausschlag gibt die Krise der akademischen Kultur, die parallel zur politischen seit den 1970er Jahren sehr gelitten hat. Überleitungen und Hausberufungen sind der Tod der Universität, es sei denn, die Regularien sind derart streng wie in England und den Vereinigten Staaten. Davon kann gerade in Italien keine Rede sein, wo im Gegenteil nach Ansicht einheimischer Beobachter Familismus und Klientelismus inzwischen auch das Bildungssystem zu zersetzen drohen<sup>72</sup>. Im Land der „hundert Städte“ und eines kulturell nach wie vor tief verwurzelten Katholizismus ist die Versuchung groß, Geschichte zur lokalen oder religiösen Selbstverständigung zu betreiben. Anderen geht es nur um das antiquarische Interesse. Ganze Subdisziplinen fehlen überhaupt, teilweise schon als Folge mangelhafter Englischkenntnisse. Ist es da ein Wunder, dass nahezu zwei Drittel der Kan-

<sup>70</sup> Cavazza kommt zu einer ähnlichen Bewertung, sieht aber deutliche Zeichen der Besserung; vgl. ders., *Die Neueste Geschichte*, S. 105 ff.

<sup>71</sup> Vgl. Renzo De Felice, *Rosso e Nero*; hrsg. von Pasquale Chessa, Mailand 1995; Ernesto Galli della Loggia, *L'identità italiana*, Bologna 1998.

<sup>72</sup> „Familismus und Parteiklientelismus sind Tumore, die den gesamten Arbeitsmarkt schädigen, aber das Bildungssystem in den letzten Jahrzehnten geradezu systematisch unterwandert haben“; Mondini, *Qualità*, S. 1. Ein anderer Beobachter formuliert noch deutlicher: „Wessen Schuld? Vermutlich ist es das System klientelärer und quasi-feudaler Kooptation, das viele Universitätsdepartements in Einstellungsbehörden für Kofferträger verwandelt hat“; Novello Monelli, *Una modesta proposta*. *Se scuola e università sono campo di battaglia per estremismi opposti*, in: *Mente Politica* vom 25. 9. 2014, <http://www.mentepolitica.it/articolo/una-modesta-proposta/208> [25. 9. 2014]. An anderer Stelle schreibt Monelli, *Come ti rottamo l'università*, S. 2: „Ein perverser Mechanismus lokalistischer Personalrekrutierung hat vor allem seit den Neunziger Jahren viele Fakultäten in Brutstätten des Klientelismus und amoralischen Familismus verwandelt“; „Amoralischer Familismus“ ist ein vom amerikanischen Soziologen E. C. Banfield 1958 eingeführter Begriff, um das von ihm festgestellte Fehlen von Gemeinwohlorientierung in der süditalienischen Gesellschaft mit der Folge permanenten Zurückbleibens zu beschreiben; er wurde seither geradezu zum geflügelten Wort, ist aber inzwischen nicht mehr unumstritten.

didaten – also Personen, die vielfach eine universitäre Karriere bereits begonnen haben und in jedem Falle eine solche anstreben – nach Ansicht der Kommission die Kriterien nicht erfüllt haben<sup>73</sup>?

Aber was nun? Wer kontrolliert die Fernhaltung der Gescheiterten bei der Besetzung von Stellen? Das zuständige Ministerium wohl kaum, es hat ja noch nicht einmal gewagt, diejenigen vom Verfahren auszuschließen, die die von ihm selbst festgesetzten quantitativen Mindestbedingungen nicht erfüllt haben, sondern nach dem verbreiteten Grundsatz *todos caballeros* jeden Bewerber an die Kommission weitergereicht. Und von „links“ führen Kritiker im Namen des Kampfes gegen den Neoliberalismus einen geradezu manichäische Züge aufweisenden Feldzug gegen Qualitätskontrolle und wissenschaftlichen „Leistungslohn“<sup>74</sup> und suchen auf diese Weise die Durchsetzung international üblicher wissenschaftsadäquater Standards zu verhindern. Strebsame und leistungsfähige italienische Nachwuchswissenschaftler sind in persönlichen Gesprächen der Verzweiflung nahe, haben an diesem Verfahren oftmals gar nicht erst teilgenommen und versuchen im Ausland unterzukommen<sup>75</sup>. Dieser Artikel kann ihnen leider keine große Hoffnung machen.

<sup>73</sup> Dieser Befund findet, nicht überraschend, seine Entsprechung in der mangelnden Hochschulreife des Großteils der italienischen Abiturienten. Die Bildungsforschung hat ermittelt, dass in Italien schon in den späten 1970er Jahren die Anforderungen an die Abiturprüfung gesenkt wurden, um die Abiturientenquote der (irrigen) OECD-Standards zu erreichen. „Dass heute drei Viertel eines Jahrgangs eine Studienberechtigung erlangen, steht in krassstem Gegensatz zu den Pisa-Ergebnissen, denen zufolge nur ein Viertel zu den leistungsstarken Schülern zählt“; Rainer Bölling, Viele Abiturienten, weniger Bildung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. 12. 2014, <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/kritik-an-oecd-viele-abiturienten-wenig-bildung-13300535.html> [31. 3. 2015].

<sup>74</sup> Vgl. Valeria Pinto, *Valutare e punire. Una critica della cultura della valutazione*, Neapel 2012; Giulio Palermo, Baroni e portaborse. I rapporti di potere nell'università, Rom 2012.

<sup>75</sup> Typisch die Antwort der erfolgreich habilitierten Bewerberin Elena Mazzini auf die Frage, ob sie nochmals promovieren und eine akademische Karriere anstreben würde: „Ja [...]. Allerdings würde ich meine Forschungstätigkeit im Ausland verankern, nicht so sehr deshalb, weil ich an die Devise glaube, im ‚Ausland‘ sei alles ‚besser‘, sondern weil der Arbeitsmarkt in Italien gesättigt ist und die postgraduierte Ausbildung nicht als solche anerkannt wird. Man sieht in ihr vielmehr eine kaum gewürdigte Nebenqualifikation – vor allem dann, wenn man sie in einer geisteswissenschaftlichen Disziplin erworben hat“; Zur Lage der Nachwuchsforschung in der italienischen Geschichtswissenschaft. Ein Gespräch mit Marco Meriggi und Elena Mazzini, S. 25.